

SCHWÄBISCHE HEIMAT

1

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1952

3. Jahrgang

Erstes Heft – Januar/Februar

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Lauterbach-Sulzbach. Vogtbauernhof, erbaut 1686.
Aufnahme Schilli

INHALT

Mnemosyne

Von Friedrich Hölderlin 1

Hölderlins späte Gedichte

Von Ernst Müller 2

Ein Blick in die Sammlungen des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart

Von Ernst Schüz 7

Die Schwarzwaldstädte

Von Friedrich Metz 14

Württembergische Schwarzwaldhäuser

Von Hermann Schilli 18

Die Landschaft von Freudenstadt und ihr geologischer Aufbau

Von Hans Schwenkel 21

Zur Frühgeschichte von Freudenstadt

Von Otto Herding 24

Vom Wiederaufbau in Freudenstadt 29

Von alter bäuerlicher Tracht

Von Albert Hiß 31

Über die Kurstadt Freudenstadt

Von Karl Weidenbach 33

Über den Wahrheitsgehalt der Oberwälder Glockensagen

Von W. Pabst 35

Die angeblichen Sagen vom Schwenninger „Hölzlekönig“

Von Johannes Benzing 37

Kinzigflößer

Von Albert Hiß 39

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde 40

Wie sahen unsere Friedhöfe aus?

Von Adolf Schabl 42

Stuttgart-München, Baudenkmale und Verkehr

Von Frid. Rimmele 43

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 44

Buchbesprechungen 48

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma Haase & Co. KG, (14a) Ellwangen (Jagst), Württ., Spitalstraße 10, bei, dessen Beachtung wir empfehlen.

VON FRIEDRICH HÖLDERLIN

1

HÖLDERLINS SPÄTE GEDICHTE

VON ERNST MÜLLER

I.

Hölderlin ist nach hundertundfünfzigjähriger Irrfahrt heimgekehrt. Die um das Geheimnis seines Dichtertums mit großen Ansprüchen buhlten, haben nicht mit der Treue des Philologen gerechnet. Friedrich Beißner hat die prunkvollen Interpretationsteppiche, die die Freier woben, in aller Stille, in unermüdlicher Tag- und Nachtarbeit wieder aufgetrennt. Der Hüter des großen Schatzes tat das einzige, was not war, er stellte zum erstenmal den Wortlaut des Textes her und legte um ihn die vielfältigsten, handschriftlich vorhandenen, aber bis heute unbekannt gebliebenen Lesarten in Form von schlichten Korrekturen, von geplanten Fassungen, von nicht zu Ende gediehenen Ansätzen.

Nun steht mit dem zweiten Band der Stuttgarter Ausgabe „Gedichte nach 1800“ – sit venia verbo – ein neuer Hölderlin vor uns. Neu deshalb, weil in den bisher vorhandenen zwei Ausgaben der „Sämtlichen Werke“, wir meinen die von Hellingrath – Seebaß – Pigenot (zwischen 1916 und 1943, in allen drei Auflagen) und die von Franz Zinkernagel (1925), nur Bruchstücke jener wichtigen und schwer durchschaubaren dichterischen Produktion von 1800 ab entziffert und ediert waren, und neu zum ändern deswegen, weil an beliebig zu wählenden Stellen sowohl der Haupttext als auch die Lesarten eindeutig falsch gelesen und zum Druck gegeben waren. Die Freier, die sich für die eben bezeichneten Ausgaben begeisterten, hatten es deshalb verhältnismäßig leicht, dunkle, aber falsch gelesene Nahtstellen für ihre subjektive Deutung noch dunkler zu machen, und den Dichter mit der purpurnen Nachtgloriole eines mißverstandenen Propheten und Auserwählten für orphische Urworte zu bekränzen. Ins Feuer mit all den Guardini, Heidegger, Böckmann (ich nehme auch einen großen Teil meiner eigenen Hölderlinarbeit nicht aus), mit all den Mystikern der Münchner, den Ontologen der Freiburger und den Mythologen der Heidelberger Schule, so sind wir versucht, einen bekannten Ausspruch David Humes über die Metaphysik zu variieren, wenn wir in dem Lesarten-Band Beißners blättern und zu Einzelstudien des textkritischen Apparats übergehen. Es ist zu viel Schwulst, Abenteuer und Subjektivismus in der bisherigen Literatur über den Dichter der Elegien, Hymnen und Bruchstücke. Der schwarze Tag ist für sie mit dem Erscheinen des Beißnerschen Textes gekommen; ihre Aktien versinken ins Schattenhafte.

Blicken wir so betrübt nach rückwärts, so auch nicht ohne Bangnis in die Zukunft. Denn der Geist der Philologie, wie ihn Beißner so rein beschworen hat, möge uns vor allzu sklavischer Kärnerarbeit an dem Geistesgut Hölderlins auf Grund der erweiterten und gereinigten Texte bewahren und uns nicht mit Hölderlin-Dissertationen überschwemmen, die uns zunächst doch nicht weiterbringen können, da alles Wesentliche in dem Text und seinen Erläuterungen bereits gesagt ist. Freuen wir uns dagegen einmal lange und besinnlich über den originalen Wortlaut und versuchen wir langsam durch die wahrhaft „enge Pforte“, um mit dem Evangelium zu reden, zu gehen, um zur Seligkeit des Verständnisses zu gelangen.

II.

Um 1800 begann der Dichter kleinere oft nur ein- oder zweistrophige Oden umzuarbeiten zu Groß-Oden. Er wählte dazu meistens ein strenges, antikes Metrum, das sogenannte alkäische, das er zuweilen auch mit dem asklepiadeischen vertauschte. An den Lesarten läßt sich zeigen, wie er langsam die bloß sentenzen- oder idyllenhaft gegebene kleine Odenform mit Inhalten füllte, die zwanglos zur späteren Hymne weiterführen, aber zunächst in klar abteilbare Groß-Oden ausschwingen. Das Biographische, das noch in den Landschafts- und Städteoden eine gewisse Rolle spielte. (Heidelberg, Neckar, Main, die Herbstfeier usw.) verschwindet immer mehr und wird vom Mythischen, Antiken, Überpersönlichen, kurz von der Realität göttlicher oder heldischer Mächte verdrängt. Hier konnte freilich Beißner nicht viel Neues zu dem schon Bekannten fügen, nur vervollständigen und ausbessern. Auch auf dem verhältnismäßig gut durchforschten Gebiet der Elegien konnte der Herausgeber in den Erläuterungen auf Monographien der größeren Stücke verweisen, die bereits vorlagen. Alles in allem wird gezeigt, daß der Dichter fast keine Verszeile ohne Veränderung ließ, unablässig bemüht war, ein treffenderes Bild, einen markanteren Ausdruck, eine deutlichere Metapher zu finden.

Indessen betreten wir mit den Hymnen und den ihnen beigefügten Lesarten und Erläuterungen das Heiligtum des späten Hölderlin. Und hier tun sich nun in der Tat die neuen Perspektiven auf. Wir sehen gleichsam in die Werkstatt des Dichters, beobachten die Handhabung seiner schriftstellerischen Werkzeuge, der *Waffen des Worts*, lernen ver-

stehen, warum gerade der Hölderlin der „späten Hymnen“ immer seltener zu fertigen Gebilden kam, wie sich ihm die Gedankenfülle, der immer virtuoser werdende „hohe Stil“ der *großen Bestimmtheit* unter der Hand erweiterte, wie über fertige Gebilde neue Ströme von Einfällen fluteten und zu immer „barockeren“ (ein glücklicher Terminus Hellingraths) Fassungen und Veränderungen führten, deren Studium jetzt der Beißnersche Lesartenapparat vollkommen ermöglicht.

Da, wie schon ausgeführt, Hölderlins dichterische Arbeit *schroff abbrechend* war – die Gründe hierfür gehören in eine Pathographie, aber nicht in die Philologie – blieb dem Dichter eine Ausgabe „letzter Hand“ versagt. Was für die Beurteilung seines Werkes als Mangel erscheinen kann, ist für den Philologen nun zum „Überfluß“ geworden, denn die handschriftliche Hinterlassenschaft der Hymnen zeigt die Spuren vieler „letzter Hände“, ist in sich offen nach rückwärts und vorwärts, aber merkwürdig geschlossen in der Form oder vielmehr den Formen, die für ihren steigend transzendenten Inhalt gewählt und auch ausgeführt wurden.

Beißners Texte bestätigen nach meinem Dafürhalten am exaktesten den von vielen, die sich mit den späten Dingen beschäftigten, umrißhaft geahnten Zusammenhang zwischen Form und Inhalt, wie Hölderlin sich in der idealistischen Begriffssprache ausdrückte, und widerlegen ebenso triftig ihr Gegenteil, daß es sich nämlich bei den späten Hymnen um Zerfallsprodukte ohne erkennbaren Gesamtsinn handele, oder daß wir es hier mit dionysischen Zeugnissen einer in die letzte Entflammung übergegangenen regellosen Seele zu tun haben. Vielleicht das größte Verdienst hat sich Beißner dadurch erworben, daß er mit den peinlichst gehandhabten Mitteln der exakten Philologie und der aus ihr resultierenden Beobachtungs- und Kombinationsgabe die Formgeschlossenheit der Hymnen im sogenannten „freien Stil“ nachwies und aufzeigte im textkritischen Bild, die bisher als Fragmente und unfertige Stücke behandelt und falsch gedeutet wurden. Das ist keineswegs bloß für die Versgeschichte von fundamentaler Bedeutung, sondern wirft auch ein helles Licht auf den geistesgeschichtlichen und biographischen Wert der Gedichte.

Es erhellt die durchweg ungebrochene dichterische Energie und Planmäßigkeit Hölderlins ganz eindeutig. Hier betreten wir – von den die Deutung selbst anregenden Lesarten ganz abgesehen – eine terra incognita der Forschung, die mit Beißner zu erobern eine Lust ist.

Mit Hellingrath kommt auch Beißner zur Erkenntnis, daß die sogenannten „Hymnen in freien Strophen“ von Pindar angeregt sind. Aber was aus dieser Anregung geworden ist, hat Hellingrath nicht mehr gesehen und erkannt. Hier galt es schärfer und genauer zu lesen. Die Tatsache etwa, daß die Hymne „Wie wenn am Feiertage . . .“ nur im Stuttgarter Foliobuch steht, während die späteren Gesänge zum größten Teil in der jetzt in Homburg verwahrten Handschriftengruppe überliefert sind, veranlaßte den Philologen die Hymne in seiner Ausgabe von den anderen zu trennen und sie der Rubrik „Einzelne Formen“ zuzuordnen, während er den Rhein, die Wanderung und andere Hymnen gemäß einer Briefstelle (Brief an Wilmans, 1803) unter die Rubrik „Vaterländische Gesänge“ brachte. In der Tat versuchte in dieser Hymne der Dichter zum einzigen und ersten Male das Pindarsche Strophengesetz wortwörtlich nachzuahmen. Es blieb beim Entwurf, weil eine sklavische Nachahmung mißlingen mußte. Die Strophenresponsion ist nach dem Schema a b c (Pindar hat a a b), also im Dreischritt oder triadisch durchgeführt. Die triadische Gliederung wurde vom Dichter schon in den im Distichonmetrum abgefaßten Elegien erprobt, sie steht nicht nur formal, sondern auch inhaltlich in engster Beziehung zu der von Schelling – Fichte – Hegel geübten dialektischen Dreischrittsfolge: Satz, Gegensatz und beide zusammenfassender Schlußsatz. Pindar wird also von Hölderlin mit dem Formgehalt der klassischen stiftlerischen Philosophie verknüpft. Übernommen werden ferner die für Pindar gültige Mythenerzählung (in der Hymne die Semele-Geschichte) und der hymnische Stil der harten Fügung. In den „Vaterländischen Gesängen“ nun befreit sich der Dichter von der genauen metrischen Entsprechung der einzelnen Verse (er hat auch seinen Sophokles im Blankvers statt in griechischen Trimetern wiedergegeben). Er schafft etwas Neues, keine abgegriffene Gattung, sondern Gebilde, die in ihrer Form ohne Vorbild in der deutschen Dichtung sind. Er gibt zwar die metrische Entsprechung der Verse preis, behält aber den Aufbau in Dreiergruppen peinlichst genau bei. Dadurch, daß Beißner die Bauregel an Hand der genauen Lesartenentzifferung erkannt hat, gelang es ihm, die in den Handschriften bei einzelnen Gesängen durcheinandergehenden und auseinanderliegenden Veränderungen als zugehörig zu einer triadisch gebauten Hymne zu erfassen und auf diese Weise die bei Hellingrath oder Zinkernagel als Bruchstücke mitgeteilten Teile, die so einen ganz verkehrten Sinn erhalten, sinnvoll einem Ganzen, einem Gedicht einzufügen.

III.

Als Meisterstück sei die von Beißner zum ersten Male wiederhergestellte, in drei Fassungen vorliegende, völlig korrekt gebaute Hymne „Mnemosyne“ genannt. Gerade an dieser Hymne war die Entstehungsweise fast in Einzelheiten zu rekonstruieren, gleichsam nachzuerleben. Hölderlin konzipiert zunächst auf den Blättern lose verteilte „Keimworte“. Dabei ist ihm schon der fertige Bau klar vor Augen, da er den Zwischenraum der zu einzelnen Strophen gehörigen Keimworte ausspart, um etwa später den Anfang oder die Mitte einer Strophenzeile einzufügen.

Das Motiv der ersten Strophe der ersten Fassung ist ungefähr so zu umschreiben: „Die Zeit der Gefährdung und der Ungewißheit, ob wir da sein dürfen, ob wir ein Bleiben im Leben finden, wird lang sein – lang ist / Die Zeit –. Was hilft es da, daß wir uns sorgen! Es geschieht doch, was geschehen soll. Und was geschieht, wird schließlich richtig sein, wird sich als das Wahre, das einzig Wahre erweisen: *es ereignet sich aber / Das Wahre*. Lassen wir es sich ereignen!“ (Zitiert nach Beißner „Hölderlins letzte Hymne“ im Hölderlin-Jahrbuch 1948/1949). Die erste Strophe berichtet von den kommenden schweren Ereignissen, denen gegenüber der Mensch machtlos ist; die zweite (die Antithese) beschreibt in echt hymnischer Übergangsloser harter Fügung ein Gegenbild zur ersten Strophe: eine fast idyllische Geborgenheit bei den vertrauten Dingen der Heimat. Aber der Mensch darf nicht bei Sonnenschein ausruhen bei den *heil-samen Tageszeichen*, er wird von einem *gegenredenden Himmlischen* aufgestachelt und in eine Hochgebirgs-Paßstraße versetzt. Die Alpen sind die Vermittler, sie vermitteln dem Menschen des Untergangs den Übergang. Dieser Übergang wird auch jahreszeitlich festgehalten. Der Winter weicht dem Frühling. Beißner macht auf den *kühnen Moment der Hälfte* aufmerksam (Anmerkungen zur Antigonä, oder auf die *Mitte der Zeit* in der Hymne „Germanien“). Der Schnee ist Zeichen der zu Ende gehenden alten Zeit, die Maienblumen verkündigen die kommende neue Zeit der Erfüllung. Drum ist die Alpenwiese je hälftig mit Schnee und Maienblumen bedeckt. Das Alte, war es auch *edelmütig*, muß untergehen. Dann begegnet der Wanderer (der Dichter) auf der Straße den Kreuzen der Verstorbenen. Und der Dichter fragt selbst *was ist*, was bedeutet *dies*? Damit wird zur dritten Strophe der Zusammenfassung, der Synthese übergeleitet. Die Antwort auf die Frage heißt: Mnemosyne, das ist das Gedächtnis an die verstorbenen Heroen, gilt es zu nennen. Mnemo-

syne verlangt die Entscheidung, sie löst die Entgegensetzung der zwei ersten Strophen auf, indem der die Wanderung über die Alpen Wagende, also der Mensch des Übergangs, der Mensch der Entscheidung sich der Helden des Altertums erinnert, des Achilles, Ajax, Patroklos, deren götterhaftes Wirken in der vergangenen Zeit klagend beschworen wird. Was einst bei den Griechen Erfüllung war, soll es durch das Andenken der Helden wieder werden in der Zukunft.

Nach Nennung der drei Namen geht die Rede über in die Darbietung des in früheren Oden schon oft besungenen Todeslustmotives. *Und es starben / Noch andre viel. Mit eigener Hand / Viel traurige, wilden Muts, doch göttlich / Gezwungen zuletzt, die andern aber / Im Geschehe stehend, im Feld*. Gemeint ist der in wilder Zeit aufbrechende Trotz der Menschen, sich freiwillig in den Tod zu stürzen und dem Geschick Genüge zu tun. Die zweite Fassung der Ode „Stimme des Volkes“ hat dafür das aus Plutarch erwählte Beispiel der griechischen Stadt Xanthos, deren Bewohner sich, um dem feindlichen Brutus nicht in die Hände zu fallen, in die Flammen geworfen haben. Aber damit endet die Strophe nicht. *Unwillig nemlich / Sind Himmlische, wenn einer nicht die Seele schonend sich / Zusammengenommen, aber er muß doch*. Auch diese lapidare Gegenwendung, daß nämlich die Götter unwillig sind über die freiwillige Selbstaufgabe des Menschen und zur Schonung rufen, kann mit einer Stelle aus den Anmerkungen zur Antigone belegt werden, wo es heißt, daß Zeus, der oberste Grenzgott, den ewig menschenfeindlichen Naturgang in die andere Welt, in die wilde Welt der Toten aufhält und der Gott der immer ins Ungebundene gehenden Sehnsucht der Menschen seine helfende Kraft entgegenstellt. Zu dem überkurzen Satzteil *aber er muß doch* weisen die Erläuterungen auf Matth. 18, 7 hin: „Es muß ja Ärgernis kommen: doch weh dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt.“ Der Schluß *dem / Gleich fehlet die Trauer* findet folgende Erklärung: „Die Trauer (das ist der Trauernde, sind die Vers 46 der zweiten Fassung genannten Traurigen) fehlt gleich dem, der sich nicht zusammengenommen und den Unwillen der Himmlischen erregt hat; die Trauer begeht denselben Fehler wie der, indem auch sie sich ohne Sträuben in den Tod gleiten läßt.“ Der hymnische Stil erreicht zum Schluß eine so zusammenziehende Kürze, daß der Leser auf die erste Sicht hin kaum über das Gemeinte sich mit dem Dichter verständigen kann.

Doch bis jetzt haben wir uns ausschließlich mit der ersten Fassung des Textes der Hymne beschäftigt.

Der Dichter findet die erste Strophe ungenügend. Sie hat keinen rechten Anfang und keinen rechten Schluß. Jetzt erst fällt ihm der Beginn der zweiten Fassung ein. *Ein Zeichen sind wir, deutungslos / Schmerzlos sind wir und haben fast / Die Sprache in der Fremde verloren.* Der Philologe aber erkennt an der Nichtpunktierung dieser Strophe, daß sie vom Dichter selbst verworfen und als ungültig angesehen worden ist. Wieso an der Nichtpunktierung? Hölderlin hat auf den drei verschiedenen handschriftlichen Blättern, die die drei Fassungen zum Inhalt haben, wie er das auch an großen Gedichten wie „Brot und Wein“ etwa tat, alle gültigen Strophenzeilen mit eingetunkter Feder am Rande punktiert. Die Strophe der zweiten Fassung hat diese Punkte nicht, dagegen die der dritten auf dem der Zweiten Fassung nachfolgenden Blatt. Die dritte Strophe *Reif sind, in Feuer getaucht* hat nicht nur die 17 Verse der zwei anderen Strophen, sondern sie ist auch in Reinschrift geschrieben und punktiert. Also, so schloß der Philologe, ist sie die gesuchte endgültige Gestalt der triadisch gebauten Hymne. Und dem Gedanken nach passen die Zeilen vorzüglich zu der durch sie ausgedrückten Untergangsstimmung, die schon in der ersten Fassung skizziert war. Die *gekochten Früchte* deuten etwa nicht auf den Herbst, wie Zinkernagel meinte, vielmehr ist der Herbst bereits vorüber und die Zeit der allgemeinen Todeslust ist angebrochen. Jetzt erst werden die Verse verständlich – *und ein Gesetz ist / Daß alles bineingeht, Schlangen gleich / Prophetisch, träumend auf / Den Hügeln des Himmels.* Mit den *Hügeln des Himmels* wird die Totenwelt gemeint. Auf ihnen träumt ein prophetisches Gesetz, daß alles Lebendige wie die Schlangen in die Totenhöhlen hineingehen muß. Droht nun die Gefahr der Vernichtung alles Lebendigen, so müssen die Dichter um so stärker an das „Bleibende“, an die Treue, die not ist, denken. Der Dichter empfindet das, was zu *behalten ist wie* eine unhandliche Last von *Scheitern*. Denn vor nichts macht der rasende Tod halt. Er verwirft die alten Gesetze der Erde, er macht die Pfade böß, er entfesselt die Elemente, ja er greift sogar *ins Ungebundene*, in die Totenwelt hinab. Was soll dagegen der Mensch tun? Wäre es für ihn nicht das beste, dem Nichts sich zu überliefern, auf alle Entscheidung zu verzichten und sich wie ein Fahrzeug, wie auf *schwankem Kahne* wiegen zu lassen?

Wir kennen die Antwort auf solche Stimmung in den zwei nächsten Strophen und dem dringlichen Ruf zur Besinnung, daß der Tod der Mnemosyne nicht das Letzte sein kann.

Ein anderes höchstes Beispiel für das triadische Bau-

gesetz Satz – Gegensatz – Schlußsatz bieten die 15 Strophen, die in regelmäßigem Wechsel von 15, 16 und 14 Versen ablaufen, jener großen Hymne, die man gerne zu den sogenannten „Strom-Hymnen“ zählt, obwohl vom Strom nur am Anfang die Rede ist: wir meinen die Hymne „Der Rhein“. Beißner hat ihre Strenge erst in vollem Umfang nachgewiesen. Es ist ihm dank seiner intimen Kenntnis der sogenannten „Homburger Aufsätze“ gelungen, hier die Dialektik der fünf Partien zu je drei Strophen vollkommen zu enthüllen. In den Erläuterungen Seite 730 heißt es: „So sind der Stoff und seine Mannigfaltigkeit einerseits und andererseits die Form und ihre Identität nicht bloß, wie man meinen könnte, Agentia eines transzendentalen Aktes, als dessen Produkt dann der Grund oder die Bedeutung des Gedichts als sein Geistigsinnliches oder Formalmaterielles erschiene, sondern beide Prinzipien sind im Gedicht selbst in einem dynamischen Vollzug wirksam. Die (hölderlinische) Lehre vom ‚Wechsel‘ gewinnt hier entscheidende Bedeutung“. An der Hymne erwies sich eindeutig die Brauchbarkeit und Schärfe der Hölderlinischen Ästhetik, wie sie in den Homburger Aufsätzen entwickelt, aber seither, da auch sie sehr lapidar und in hymnischer Prosa gegeben war, kaum je ganz verstanden worden ist. Erst ihre Anwendung auf das Gedicht brachte Licht in die Begriffssprache des Dichters. Wir erwähnen diese Leistung des Herausgebers, um zu zeigen, wie gleichsam im Nebenbei der Edierungs-Arbeit hier ganz entscheidende Aussagen gemacht wurden. Mit einem Schlag haben wir eine Hölderlinische Kunstlehre, die an Bedeutung nicht hinter der Schillers zurücksteht.

IV.

Wir haben die in den Texten neu dargebotenen Fassungen der Hymne „Mnemosyne“ und ihre in dem Lesarten- und Erläuterungsband gegebenen Varianten und Erklärungen als ein Beispiel der erfolgreichen Beißnerschen Arbeit an der Entschiffrierung der zum Teil heillos verwirrten Handschriften, an denen zwei Generationen von Philologen gescheitert sind, ausführlicher besprochen, um auch dem Laien eine ungefähre Ahnung davon einzuflößen, welches Maß von Geduld, von entsagender Kleinarbeit, von exakter Beobachtung und Kombinationsgabe dazu gehört, bis ein Hölderlinischer Hymnertext in gedruckten Buchstaben vor unseren Augen steht und als der unbezweifelbar richtige Wortlaut angesehen werden darf. Noch vieles wäre zu sagen davon.

Der verhältnismäßig geringe Umfang des Hölderlinischen Werkes, die immer wiederkehrenden fast

formelhaften Ausdrücke in Briefen, den Übersetzungen aus dem Griechischen, die Beißner wie kaum ein anderer kennt, in den früheren Gedichten, im Hyperion erleichtern dem Forscher das Aufspüren von aufklärenden Parallelstellen. Ebenso sind die Lesarten-Varianten oft eine große Hilfe zur richtigen Deutung und grammatischen Richtigestellung von Haupttexten, bei denen aus der Handschrift nicht ersichtlich ist, welchem Ansatz, welcher Fassung nun der Dichter, wenn er das Geschaffene hätte veröffentlichten müssen, den Vorzug gegeben hätte. Denn das meiste des Spätwerks liegt *schroffabbrechend* gleich einem riesigen Trümmerfeld handschriftlich von unzähligen Verbesserungen und Veränderungen durchsetzt da, und nur ein ganz geringer Bruchteil der Hymnen ist teils 1807, teils 1826 und 1848 im Druck erschienen, aber dann so verstümmelt, daß diesen Texten nicht die geringste Authentizität zugebilligt werden kann.

Wir haben etwa die verdienstvolle Erstveröffentlichung der Handschriften zu der Hymne *Versöhnender, der du nimmergeglauht* im berühmten vierten Bande von Hellingrath (1916) mit den Beißnerschen Texten verglichen und dabei festgestellt, daß Hellingrath nicht nur elf sinnstörende Interpunktionsfehler gemacht hat, sondern, was einschneidender ist, die drei verschiedenen Fassungen, die handschriftlich klar zu ersehen sind, nicht bemerkt hat und beispielsweise zweiunddreißig Verse aus der zweiten Fassung in die erste eingeschoben, die Varianten unvollständig abgedruckt und neun völlig unsinnige Entzifferungsfehler mitgeteilt hat, wodurch sich etwa der Sinn der falsch angeschobenen Partien in das Gegenteil verkehrte.

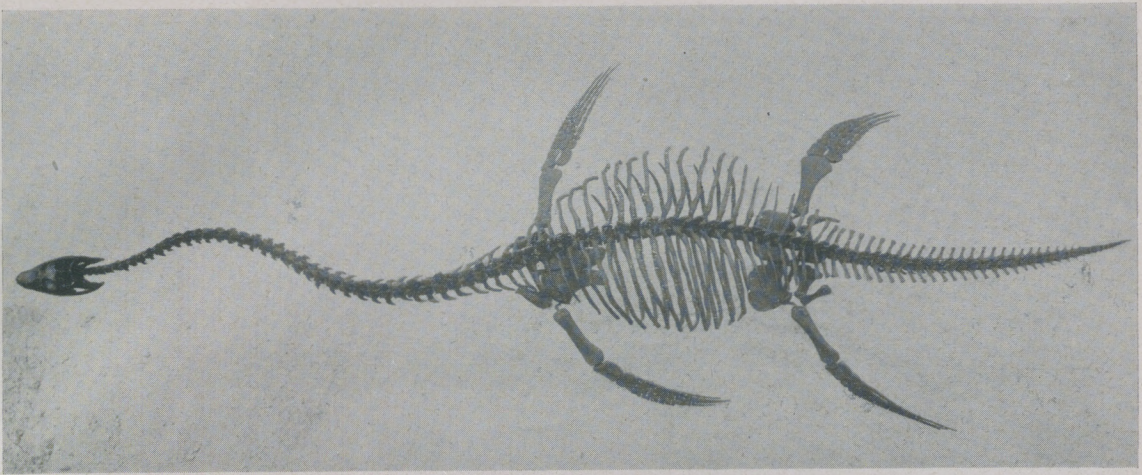
Dabei ist bemerkenswert, daß Hellingrath, wenn er falsch gelesen hatte, stets einen packenden poetischen Ausdruck herausbekam, wo in Wirklichkeit ein beinahe unpoetisches, nüchternes Wortpartikel dastand. Wie es oft auf ein Komma ankommt, dafür liefert der berühmte Vers 84 der Elegie „Brot und Wein“ ein treffliches Beispiel. Der Pentameter *Derer, welche, schon längst Ein und Alles genannt* bekommt einen völlig anderen Sinn, wenn man das Interpunktionszeichen nach dem Relativpronomen übersieht, was tatsächlich bis jetzt in allen Ausgaben auch übersehen wurde, weil keiner der Herausgeber textkritische Studien für nötig hielt. Ganz offensichtlich stehen hier die „Ein und Alles“ Genannten in Parenthese und sind damit von den Göttergestalten, die der Dichter kommen sieht, verschieden. Das philosophiegeschichtlich wichtige „Hen kai Pan“ klammert hier der Dichter ein, es bedeutet ihm nur eine vorläufige Be-

nennung, die seiner in den Elegien ausgesprochenen Erkenntnis über die Ankunft der Götter nicht mehr viel sagt.

V.

Erst mit „Mnemosyne“ brechen die regelmäßig gebauten Hymnen ab. Was in den Handschriften danach verzeichnet steht, nannte Beißner nicht mit dem vagen Ausdruck „Bruchstücke“, sondern mit dem präzisen „Entwürfe“. Hier kommt es in der Tat zu keinen Abschlüssen mehr, vielmehr bleibt der Bau unvollendet, obwohl die Strophenansätze oft noch deutlich erkennbar sind, wogegen – was in der Druckgestaltung dann durch Leerlassen wiedergegeben wird – oft Verse innerhalb der Strophen fehlen und der in den ausgeführten Hymnen allherrschende aufsteigende Vers (unbetonte – betonte Silbe) jetzt vom fallenden Vers (betonte Silbe am Anfang) abgelöst wird. Im Gesamtbild fallen kürzere und längere Entwürfe auf. Die längeren schließen sich in der Thematik eindeutig entweder an die (von mir) so genannten „Christushymnen“ (Der Einzige, Patmos, Versöhnender . . .) an und gipfeln in der „Madonnenhymne“ oder sie setzen die Thematik der großen Oden, das Endzeitliche heraufbeschwörend, fort, wie etwa die Entwürfe zu den „Titanen“. Hölderlins mythische Erdkarte, die schon von der Rheinymne ab Deutsches, Italienisches, Griechisches sprunghaft hymnisch mit asiatischen Gegenden (vom Indos her über den Kaukasus bis zur Burg der Himmlischen) mischte, scheint in den spätesten Entwürfen wieder eine Wendung in die intimeren deutschen, süddeutschen Gegenden zu machen, scheint sich mehr im Heimischen erfüllen zu wollen, wozu etwa auch die Kairoszeiten der abendländischen Geschichte und ihrer vorzüglichsten Helden sich gesellen. Eine Synopsis eigenster Art wird ausgeleuchtet, ohne ausgeformt worden zu sein.

Doch dies anzudeuten ist nicht unsere Aufgabe. Beißners Ausgabe bringt zuletzt in der heute möglichen Vollständigkeit die nun wieder meist in Reimen fließenden, fast idyllischen und vom Turmstandpunkt des Kranken aus gesehenen Gedichte der Wahnsinnszeit, der Zeit der Dämmerung bis zum Versinken des Lebenslichtes. Wenn die Hymne „In lieblicher Bläue“, die Waiblinger in seinem „Phaeton“ mitteilte, unter die Dubiosa eingereiht wurde, so ist dagegen kaum etwas Stichhaltiges zu sagen. Also noch einmal: Dank dem Herausgeber für einen Text, der in einer absehbaren Zeit kaum durch einen besseren ersetzt werden wird. Mit ihm hat der Herausgeber einen Lieblingswunsch Hölderlins erfüllt, er hat *Ständiges bereitet / In Stürmen der Zeit*.



9. Paddelechse (*Plesiosaurus*) aus dem Juraschiefer von Holzmaden. Länge 2½ m. Die Teile sind vom Gestein freigemacht und nachträglich zum Skelett zusammengefügt. Es wurde dabei versucht, die Schwimmbewegung des Tieres wiederzugeben, die mit Hilfe der Paddeln erfolgte

Die Bildreihe schließt an die Bilder 1-8 des ersten Aufsatzes (1950, Heft 2, S. 73-80) an.; Die meisten Aufnahmen stammen von der Württ. Landesbildstelle. Auch Herr Dr. Bergner stellte Bilder zur Verfügung.

Ein Blick in die Sammlungen des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart

VON ERNST SCHÜZ

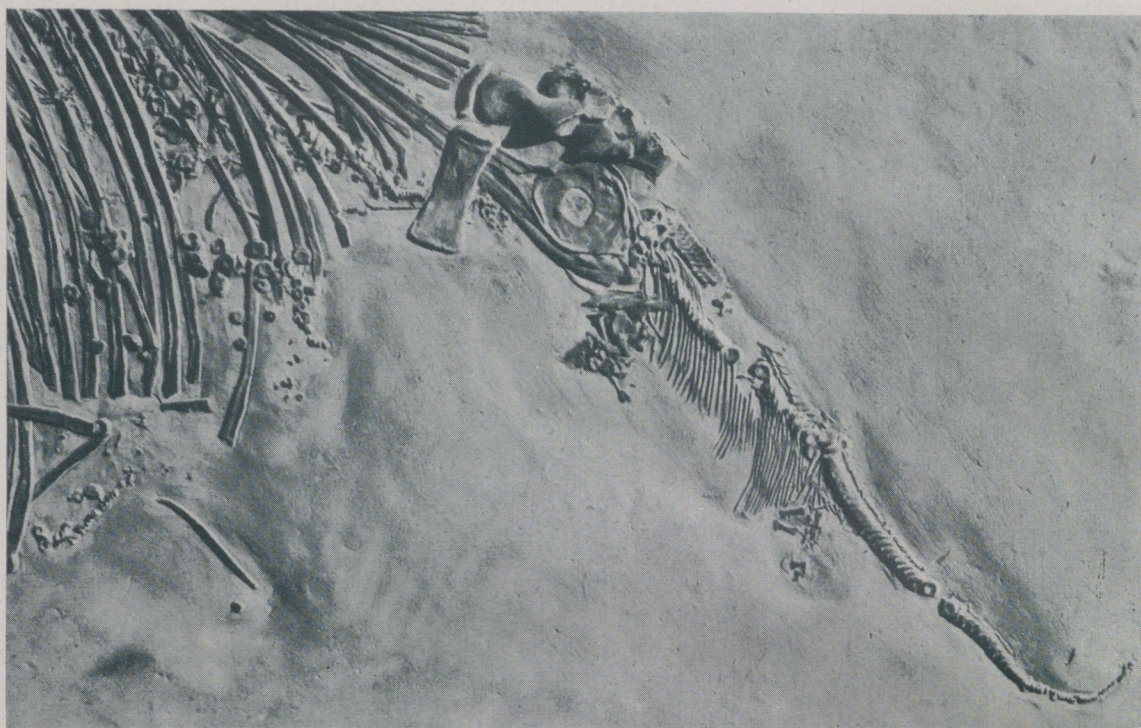
Ein erster Abschnitt machte damit bekannt, daß unser Museum sich keineswegs im Sammeln erschöpfte, sondern besonders wichtige Ziele in dem Verarbeiten und Auswerten des betreuten Gutes für Forschung und Volksbildung sah und sieht. Auch angewandte Aufgaben blieben nicht unbeachtet. Hier sei nun ein Wort über unsere Sammlungen selbst gesagt.

Schon 1791 wurde hier ein Regnum minerale, Regnum vegetabile und Regnum animale unterschieden und von entsprechenden Fachleuten betreut. Jahr um Jahr strömte Neues zu, und schließlich wurde das Stuttgarter Museum eine der bestbeschiedenen Sammlungen. Sie gliederte sich später in vier Abteilungen: eine geologische (die Mineralogie und vor allem die Paläontologie einschließend), eine botanische, eine allgemein-zoologische und eine entomologische. Der Krieg unterbrach auch ihr Gedeihen. Mit seinem Fortschreiten und mit der Luftgefahr ergab sich eine schwere Verantwortung für den Direktor (Professor Dr. Rauther) und seine Mitarbeiter. Wie sollte dieser riesenhafte Bestand geborgen werden? Unter Einsatz äußerster Kraft wurden gegen 900 schwere Kisten, etwa 50 Schränke und rund 5 500 Einzelstücke, dazu die großen Herbarien, auf ungefähr 30 Landorte verteilt und damit größtenteils vor der Vernichtung

bewahrt. Als bei Luftangriffen im Februar und September 1944 das Museum und ein Lager in der Karlsakademie ausbrannten, betraf dieses Mißgeschick nur einen begrenzten Teil des Sammlungsguts, freilich auch die Hauptmenge der Bücherei, die schmerzlich entbehrt wird.

Nach der Besetzung war es unter den Erschwernissen des darniederliegenden und verwüsteten Landes eine gewaltige Aufgabe, das umfangreiche Gut aus allen Himmelsrichtungen unbeschädigt an einigen Schwerpunkten zusammenzuziehen. Hauptkonservator Dr. Seemann als kommissarischer Direktor hat mit seinem Stabe allen Schwierigkeiten zum Trotz die Sammlungen hauptsächlich in Ludwigsburg (Wilhelmskaserne, ferner zwei Gebäude in der Alleenstraße) und in Stuttgart (Archivstraße) vereinigen können. Zugänglich sind die Sammlungen hier noch nicht. Der Bestand wird nun nach Möglichkeit neu überholt und überprüft, eine Arbeit, die in Anbetracht der gebotenen Sorgfalt und der großen Fülle nur im Lauf der Zeit bewältigt werden kann.

Es lohnt sich, an Hand der Berichte der Abteilungsleiter einen flüchtigen Einblick in die noch vorhandenen Schätze zu nehmen:



10. Ausschnitt aus dem vollständig erhaltenen Skelett eines *Ichthyosaurus*-Muttertieres. Der Augenblick der Geburt ist uns hier in einmaliger Weise überliefert. Das 55 cm lange Junge verläßt mit dem Schwanz voraus das Muttertier (Juraschiefer von Holzmaden)

Geologische Abteilung

(Hauptkonservatoren

Prof. Dr. F. Berckhemer, Dr. K. D. Adam)

Die Kostbarkeiten der geologischen Abteilung waren zum größten Teil weggebracht, als das Museum im September 1944 niederbrannte. Erhalten sind sämtliche Saurier (vgl. Abb. 1), Schildkröten und Panzerturche aus dem württembergischen Muschelkalk und Keuper, mit Ausnahme eines großen, im Museumskeller verbrannten Trossinger *Plateosaurus*-Skeletts vom Jahr 1932. Ebenso besitzen wir noch die Flugsaurier und die Mehrzahl der Schaustücke von Meeres-Echsen (Abb. 2, 9, 10) und Fischen aus dem Jura von Holzmaden, Schömberg und Nusplingen, dazu Dinosaurier aus dem Jura von Ostafrika und Nordamerika. Sehr gelitten haben zwei Lias-Plesiosaurier.

Die wichtigen und umfangreichen Aufsammlungen alttertiärer Säugetiere (Abb. 3), Reptilien und Fische aus dem ägyptischen Fayum (Urformen des Elefantentammes, der Wale und Seekühe, älteste bekannte Menschenaffen und so weiter) sind gerettet, dazu wertvolle Stücke aus dem Tertiär des Mittelmeer-

gebiets und Nordamerikas (Belege zur Entwicklung der Pferde und anderes), ebenso die Hauptfunde aus dem schwäbischen Tertiär (die alten Säugetierfunde aus den Bohnerzen der Alb, Ulmer Tertiär, Steinheim am Albuch, Randecker Maar, Böttinger Marmor, Ries und so weiter).

Die Tierwelt des Eiszeitalters wird auch im künftigen Museum wieder hervorragend vertreten sein durch das berühmte Mammutskelett (Abb. 4), den Urmenschen Schädel (Abb. 12) sowie prächtige Belege von Wisent, Ur, Wasserbüffel, Nashorn, Riesenhirsch (Abb. 11) aus den Schottern von Steinheim an der Murr. Kostbare Stücke des Waldelefanten, Mammut und Edelhirsches von dort sind leider verlorengegangen; doch konnte Mitte November 1949 in Steinheim ein neuer Schädel Fund des Waldelefanten, mit drei Meter langem Stoßzahn, für das Museum geborgen werden. Der wesentlichste Verlust aus dem übrigen Fundgut des Eiszeitalters ist die Mammut-Stoßzahngruppe aus Cannstatt vom Jahre 1816. Im übrigen sind die alten und neuen Belege aus dem Diluvium von Stuttgart-Bad Cannstatt, Untertürkheim, den alten Neckarschottern, den Höhlen der Alb und so weiter zum größten Teil erhalten. Auch die Schädel

von Mammut und Nashorn aus Sibirien sind noch da. – Neuerdings (1950) schenkte die Gesellschaft der Freunde und Mitarbeiter dem Museum die gerade für uns besonders wichtige Aufsammlung alteiszeitlicher Wirbeltierreste von Süßenborn bei Weimar aus dem Nachlaß von Prof. Dr. Soergel (Freiburg).

Erhalten sind schließlich aus der jüngsten geologischen Formation, dem Alluvium, die Skelette des Irischen Riesenhirsches, des Elches (Abb. 5), des Torfrindes von Schussenried und viele Säugetierreste aus prähistorischen Grabungen in Württemberg.

Zahlreiche Fossilien niederer Tiere (Schnecken, Ammoniten und so weiter) sind im vermauerten Erdgeschloß und im Keller des Museums verbrannt oder durch die Einwirkung des darüber gehäuften Brandschuttes unbrauchbar geworden. Aber die wichtigsten Stücke und diejenigen der allgemeinen paläontologischen Schausammlung waren mit wenigen Ausnahmen verlagert; auch die Schausammlung des Schwäbischen Jura ist in der Hauptsache noch vorhanden. Dazu kommen die grundlegenden Studiensammlungen tertiärer und diluvialer Schnecken von Geyer, Jooss, Gottschick und anderen. Einige wertvolle Privatsammlungen sind inzwischen als höchst willkommener Ersatz für die Verluste und als Zuwachs in dankenswerter Weise dem Museum zum Geschenk gemacht (Generaloberarzt Dr. Dietlen, Dr. h. c. Feifel, Dr. med. A. Mayer) oder zur Erwerbung überlassen worden.

Die Mineraliensammlung und die allgemeine geologische Sammlung haben zwar viel Studienmaterial verloren; geblieben sind jedoch der Hauptteil der Schausammlung mit den Originalen zu dem Werk von Brauns „Mineralreich“, die Meteoritensammlung des Grafen von Linden, das große Meteoreisen-Schaustück von Mukerop (Südwestafrika), dazu eine Auswahl von Mineralstufen aus dem Schwarzwald.

Botanische Abteilung

(Hauptkonservator Dr. A. Faber)

Von den Herbarien des Museums fiel nur ein kleiner Teil den Luftangriffen zum Opfer; die wesentlichsten waren vorher in Sicherheit gebracht worden. Erhalten sind fast alle württembergischen Aufsammlungen, weiter das sogenannte Hauptherbarium und das Herbarium Hegelmaier.

Dieser Stoff, vor allem das Württembergische Landesherbarium, wird fortlaufend durch Einsendungen bereichert. 1948 und 1949 haben wir unter Ausbau einer vorhandenen Anlage von 1942 ein Kartierungsmusterherbarium und ein Assoziationsherbarium ge-



11. Riesenhirsch (*Cervus giganteus antecessor*). Steinheim a. d. Murr. Aus einer wärmeren Zwischeneiszeit des mittleren Eiszeitalters. Schädel mit vollständig erhaltenem Geweih. Spanne des Geweihs 135 cm; sie ist bei dieser „Waldform“ geringer als bei den „Steppen-Riesenhirschen“ der späteren Eiszeitabschnitte

schaffen, das praktischen Bedürfnissen dient, wenn neue Arbeitshilfen in kurzer Zeit in die vegetationskundliche Landesarbeit eingeführt werden sollen.

Leider ist die (nicht umfangreiche) Schausammlung der Botanischen Abteilung ein Raub der Flammen geworden. Natürlich wird aber im neuen Museum diese Möglichkeit, zu einem weiten Kreis zu sprechen und ihn zu belehren, wieder aufgegriffen werden.

Entomologische Abteilung

(Hauptkonservator Dr. E. Lindner)

Die Insekten erfreuen sich als Sammelgegenstand schon lange besonderer Gunst. Es entspricht außerdem ihrer zahlenmäßigen Bedeutung innerhalb des Tierreichs, wenn ihnen in einem Naturkunde-Museum größere Beachtung geschenkt wird. Sind doch von rund 1 Million Tierarten etwa 750 000 Insekten, und es wird vermutet, daß die Erde noch etwa das Vier- bis Fünffache an bisher nicht entdeckten Arten birgt.

So mußte auch unser Museum anstreben, von allen Insekten-Ordnungen möglichst vollständiges und wissenschaftlich gut bearbeitetes Material zusammenzubringen. Der Erfolg dieses Bemühens besonders im Laufe des 19. Jahrhunderts war ein ansehnlicher Bestand an Insekten, vor allem Schmetterlingen und Käfern. In den letzten Jahrzehnten erlangten die Sammlungen der Dipteren (Zweiflügler, Fliegen) eine besondere Bedeutung und machten Stuttgart zu einem Mittelpunkt des Studiums dieser Gruppe.

Die Entomologische Abteilung konnte durch rechtzeitige Verlagerung des größten Teiles ihres Bestan-



12. Schädel des Urmenschen von Steinheim a. d. Murr (*Homo steinheimensis*), aus einer wärmeren Zwischeneiszeit des mittleren Eiszeitalters. Länge des Schädels 19 cm. Der Steinheimer Schädel stimmt durch die kräftigen Überaugenwülste und die Massigkeit der Gesichtsknochen mit dem Neandertaler Urmenschen überein; dabei besitzt er überraschenderweise verschiedene mehr vollmenschliche Merkmale, wie die Oberkieferneinwinkelung und das wohlgerundete Hinterhaupt, die ihn trotz seines höheren geologischen Alters näher an die Entwicklungslinie zum heutigen Menschen heranbringen.

des ohne allzu große Verluste nach dem Zusammenbruch an die Rückführung ihrer Sammlungen gehen. Gerettet wurden die große Sammlung paläarktischer Schmetterlinge, die Käfer-Sammlungen Dr. F. Piesbergen, A. v. d. Trappen, die Sammlung exotischer Käfer von Prof. Dr. Gustav Jäger (des „Woll- und Seelen-Jägers“), die kostbare Kleinschmetterling-Sammlung Dr. Steudel, die Dipteren-Sammlungen Dr. Engel, von Röser, sowie Bestände kleinerer Insekten-Ordnungen, wie der Orthopteren, Trichopteren, die Ausbeute der Deutschen Gran-Chaco-Expedition (Abb. 13), Spezial-Sammlungen von Goliath-Käfern, *Morpho*-, *Ornithoptera*-Schmetterlingen und anderen.

Verlorengegangen sind unter anderem die große alte Käfer-Sammlung, außerdem das gesamte Spiritus-

Material, in welchem viele, zum Teil ungehobene Schätze an Larven-Stadien und dergleichen aus allen Teilen der Welt schlummerten. In der sogenannten vaterländischen Schausammlung gingen neben einigen kleineren systematischen Sammlungen verschiedener Insekten-Gruppen leider auch die so zerbrechlichen und deshalb nicht transportablen Hymenopteren-Nester zugrunde sowie manches schöne Anschauungsstück, das im Zusammenhang mit der Schädlingsbekämpfung und anderen Fragen der angewandten Entomologie belehrenden Wert hatte. Der größte Teil dieser Dinge war aber rechtzeitig geborgen worden und wartet auf seine Wiederauferstehung in neuen, zweckmäßigen Räumen.

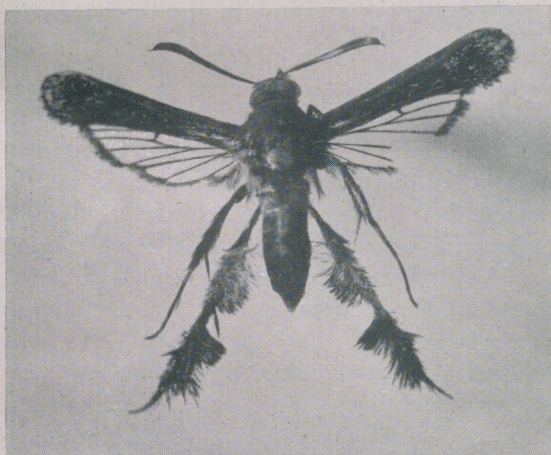
Da dieser Abteilung auch die Verwandtschaftsgruppe der spinnenartigen Tiere angeschlossen ist, muß hier

der Verlust des gesamten Arachnoiden-Materials erwähnt werden. Das Museum hatte die großen Sammlungen Bösenberg und Strand in seiner Obhut. Der entomologischen Sammlung schließt sich auch ein Archiv für Insektenstimmen an. Es ist das Neben-Ergebnis der „Forschungsstelle für Tierstimmen“, die Dr. Albrecht Faber betreut und die die Lautäußerungen und verwandte Erscheinungen zunächst der Insekten (besonders Orthopteren) nach den Grundsätzen der vergleichenden Verhaltenskunde und Ökologie untersucht.

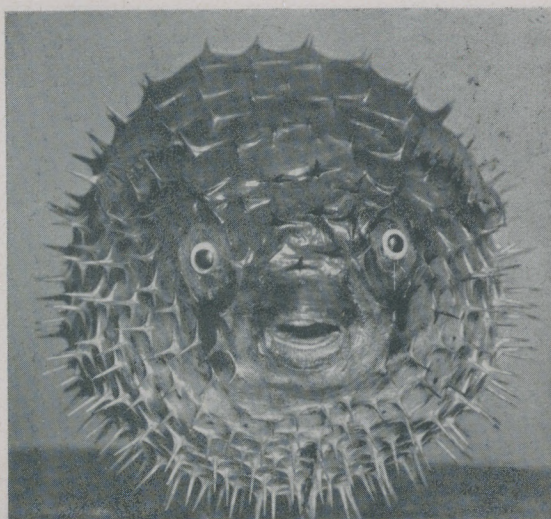
Zoologie (ohne Entomologie)

(Direktor Dr. Schüz, Hauptkonservatoren
Prof. Dr. M. Eisentraut, Dr. H. Janus)

Das Museum hat schon im Laufe des letzten Jahrhunderts durch mannigfache Beziehungen ins Ausland wertvolle Sammlungen aus weiten Gebieten erhalten. Die südafrikanische Tierwelt ist durch Baron von Ludwig in Kapstadt und durch den früheren Museumsdirektor Ferdinand Krauss für uns erschlossen worden. Aus dem australischen Raum hat Ferdinand von Müller wertvolle Schätze übersandt. In Afrika hat Th. von Heuglin vor allem Vögel in größerer Zahl gesammelt und beschrieben, während B. Klunzinger durch jahrelange Tätigkeit am Roten Meer uns die wasserbewohnende Tierwelt dieses Raumes zugänglich machte. Mit Südamerika waren wir durch den schwäbischen Sammler August Kappler verbunden, der jahrzehntelang von Surinam aus unser Museum beschickte. Zwischen den beiden Weltkriegen hat eine der Gran-Chaco-Expeditionen H. Krieg durch Vermittlung von Dr. E. Lindner (als Teilnehmer) wert-



13. Glasflügel-Schmetterling *Melittia funesta*, Familie Aegeriidae, mit merkwürdigen Haarschuppen. San José, Gob. Formosa, Nord-Argentinien, Deutsche Gran-Chaco-Expedition, Lindner leg. 23. Oktober 1925 (2mal)

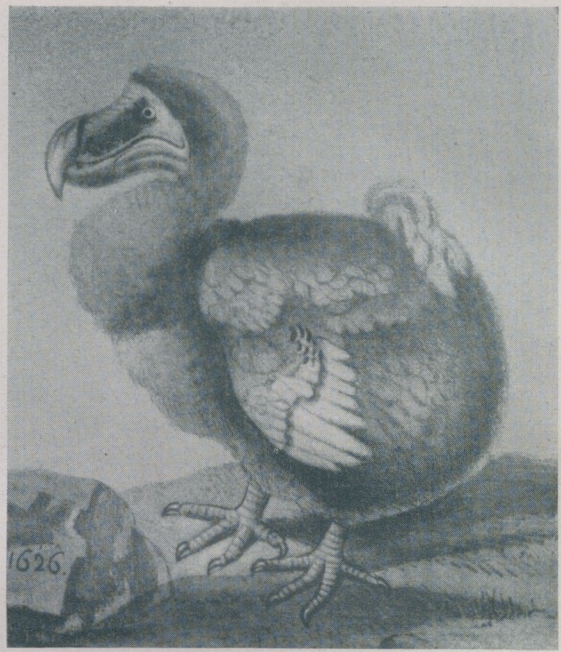


14. Igelfisch (*Diodon bystrix*), Bewohner tropischer Meere, der bei Gefahr sich mit Luft vollpumpt und wie ein stacheliger Ballon, die Rückenseite nach unten, an der Oberfläche schwimmt

volle Aufsammlungen beigebracht. Vielfach gelangten auf dem Wege über das Stuttgarter Museum gewisse Tiere in viele andere Sammlungen. Das gilt zum Beispiel für die Sirenen (Seekühe), von denen Kappler aus Surinam den Manati zum erstenmal in größerer Zahl an die europäischen Museen brachte, während B. Klunzinger in ähnlicher Weise den Dugong des Roten Meeres lieferte.

Im einzelnen darf noch bemerkt werden:

Das Stuttgarter Museum birgt beträchtliche Sammlungen an Trockenpräparaten von Wirbellosen (Schwämme, Korallen, Konchylien, Stachelhäuter usw.), von denen allerdings ein Teil der Vernichtung zum Opfer fiel, zum Beispiel gewisse Gruppen aus der berühmten Schneckensammlung Geyer. Die Naßpräparate von Wirbellosen, ferner Fischen, Amphibien und Reptilien wurden zum allergrößten Teil gerettet, da die fragliche Kellerdecke glücklicherweise dem Brand standgehalten hatte. So liegen sowohl für Schau- als für Studienzwecke noch wertvolle Schätze aus vielerlei Gebieten vor. Allerdings wird der Besucher des neuen Museums nur ganz wenig von Naßpräparaten sehen, denn an ihrer Stelle werden Trocken- und Gußpräparate eine wesentliche Rolle spielen. Fische (Abb. 14), Amphibien und vor allem Reptilien werden auf diese Weise gefällig und lebenswahr das Auge des Besuchers erfreuen. Zahlreiche und wohlgelungene Stücke dieser Art sind schon früher in unserem Museum nach dem Paraffinverfahren durch A. Haug hergestellt worden und erhalten



15. 16. Dronte oder Dodo (*Didus ineptus*) von der Insel Mauritius. Landendes Schiffsvolk rottete 1679 den etwa 25 kg schweren, nicht flugfähigen Vogel aus der Familie der Tauben aus. In dem flaumig wirkenden, schlicht gefärbten Gefieder treten die gelblichen Schwung- und Schwanzfedern hervor. Obwohl keine Balg- oder Federreste erhalten sind, haben wir eine gute Anschauung, da es eine Reihe von Augenzeugen-Gemälden gibt, so die hier gezeigte Wiedergabe von Savery nach einem 1626 lebend in Holland eingeführten Stück. Das Skelett dieses Vogels ist eine besondere Sehenswürdigkeit unseres Stuttgarter Museums.

geblieben. Auch ein schönes Präparat des großen, erst 1912 entdeckten Komodo-Warans (Abb. 17) wird in unserer Schausammlung zu sehen sein.

Die *Vogelsammlung* hat leider Verluste zu verzeichnen. Ein nicht ganz geringer Bruchteil der aufgestellten Vögel ist verbrannt; von den Vogelbälgen zwar keine größeren Vertreter, aber die Mehrzahl der Kleinvögel. Mehrere tausend aufgestellte Vögel und ebensoviele Bälge sind erhalten geblieben und bieten reiche Auswahl für die neue Schausammlung und für Studienzwecke. Als Stücke höchsten Wertes sind hervorzuheben ein gutes Präparat des Riesenalks (Abb. 7), die Wandertaube aus Nordamerika – beide Arten sind ausgestorben –, die berühmte Sammlung von Paradiesvögeln, zahlreiche Kolibris und noch andere bemerkenswerte oder seltene Vertreter der Vogelwelt, besonders Südasien, Australiens, Neuseelands, Afrikas, aber auch unserer Breiten. Die Vogelwelt in ihrer großartigen Mannigfaltigkeit wird – ebenso wie bisher im „Biologischen Saal“ – im neuen Museum besonders gute Beispiele für die Formgesetze und für die Ausnützung des Lebensraumes liefern.

Die Sammlung aufgestellter *Säugetiere* umfaßt noch heute eine ganze Anzahl wertvoller Stücke, zum Bei-

spiel Menschenaffen, ferner den Seeotter von Kamtschatka, den Bambusbären von Tibet, den Kaplöwen, eine Anzahl Tapire, ferner eine ostafrikanische Giraffe, das erst 1901 entdeckte Okapi (Abb. 8), das nahezu ausgestorbene Breitmaulnashorn Afrikas und eine Reihe von wertvollen Beuteltieren, darunter Flugbeutler, Riesenmärmur und Beutewolf. Die Bälge und Felle gingen leider verloren. Neuerdings hat unsere Fledertier-Sammlung einen Aufschwung genommen.

Das Stuttgarter Museum hatte von jeher einen besonders großen Bestand an gut ausgearbeiteten und gut aufgestellten *Skeletten* der verschiedensten Wirbeltiergruppen, besonders von Säugetieren und Vögeln; war doch früher längere Zeit ein besonderer Skeletteur tätig. Diese Sammlung war für vergleichend-anatomische Zwecke und nicht zuletzt auch zum Bestimmen von entsprechenden Fossilfunden von besonderer Wichtigkeit. Wenn auch leider vor allem unter den kleinen Skeletten eine Anzahl Verluste zu verzeichnen sind, so ist die Sammlung doch auch heute noch sehr ansehnlich. Das Skelett der ausgestorbenen Dronte (Riesentaube von Mauritius, Abb. 15, 16) blieb erhalten.

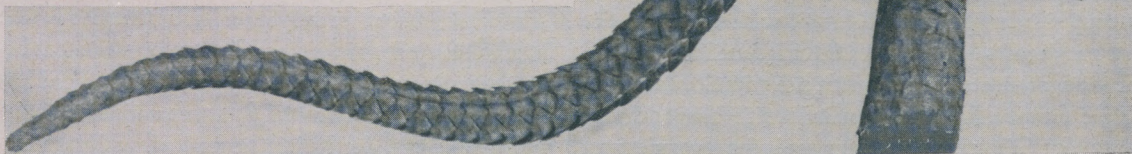


17. Komodo-Waran, eine noch lebende Riesen-Echse von der Sunda-Insel Komodo. Länge bis 3 m

Wie helfen wir mit?

Noch heute schauen manche mit einem Gefühl der Anhänglichkeit auf die Ruinen des Museums, in dem sie – vielleicht in frühen Jugendjahren – viel Anregung und Freude genossen haben. Wir möchten diese „unbekannten Freunde“ bitten, daß sie auch in den Jahren mit uns gehen, da die äußeren Verhältnisse das Hervortreten des Museums auf kleine Sonderausstellungen an fremdem Ort beschränken. Wir brauchen dieses Verständnis weiter Kreise als Hilfe beim Kampf um den Ausbau des Museums. Natürlich bedarf es außerdem noch besonderer Mittel, um verlorenes Gerät zu ersetzen, Lücken in den Sammlungen zu schließen und seltene Gelegenheiten wahrzunehmen. Diesem Zweck und der Fühlungnahme zwischen Museum und außen-

18. Weißbauch-Schuppentier (*Manis tricuspis*) von Lagos, Nigerien. Länge etwa 80 cm



stehenden Freunden dient die „Gesellschaft der Freunde und Mitarbeiter des Staatl. Museums für Naturkunde in Stuttgart e. V.“, die (außer einer begrenzten Anzahl gewählter Fachmitglieder) alle diejenigen umfaßt, die durch einen jährlichen Mitgliedsbeitrag oder durch Schenkungen unserer Sache helfen. Wir brauchen aber auch die Mithilfe der Liebhaber-Sammler, die sich etwa von ihren Fossilien, Herbarien, Insekten und Bälgen zugunsten unseres Museums zu trennen bereit sind. Leider sind die Mittel zu Ankäufen derzeit äußerst gering, und wir hoffen, daß sich daher auch jetzt wieder manche entschließen, ihre Sammlungen kostenlos zu überlassen.

*

Es gibt viele, die mit offenen Sinnen den Erscheinungen und Rätseln der Natur gegenüberstehen. Sie wissen, daß ein gutes Museum für Naturkunde zu den wichtigsten Bildungsmitteln gehört. Wer dies nicht anerkennt und wer achtlos an der Natur vorbeigehen zu dürfen vermeint, weil ihm allein der Mensch wichtig erscheint, soll sich sagen lassen: „Die drei Naturreiche sind wie ein ausgelegt Kartenspiel, des Menschen Wesen und Herkunft zu beschreiben.“ Was Paracelsus vor gut vierhundert Jahren vorahnend in diese Worte gekleidet hat, haben in der Zwischenzeit Entwicklungsgeschichte, Vererbungslehre, Physiologie, Verhaltensforschung und viele andere Wissenszweige hundertfach bestätigt. Wir hoffen, daß unser neues Museum – wenn es soweit ist – dem Besucher auch in diesem Sinne einigem mitgeben darf.



Neuenburg

Stich nach Merian

Die Schwarzwaldstädte

VON FRIEDRICH METZ

Mit dem Begriff des Schwarzwalds verbinden wir die Vorstellung des Waldgebirges, tiefer Täler mit rauschenden Bächen und Wasserfällen, der Seen im Waldesdunkel, schroffer Felsenhänge und bewegter Hochflächen, die weite Fernsichten gewähren. Zum Bild des Schwarzwaldes gehören aber auch stolze Bauernhöfe, Kapellen und Burgruinen. Die Stadt tritt in der allgemeinen Vorstellung des Schwarzwaldes zurück, und das echte Städteland bleibt das alte Siedlungsgebiet der Gäue am Neckar, die Baar, der Breisgau und die Ortenau und der besonders städte-reiche Kraichgau. In auffallender Weise häufen sich die Städte an den Gebirgsrändern, und wir treffen hier auf so bekannte Städtenamen wie Villingen und Donaueschingen, Offenburg und Ettlingen. Die Stadt Pforzheim nennt sich die Pforte des Schwarzwaldes, und die Wanderer wissen, daß dort der Höhenweg I Pforzheim–Basel des Schwarzwaldvereins beginnt. Trotzdem ist Pforzheim seiner Lage und Entstehung nach keine Schwarzwaldstadt, liegt doch der Stadtkern mit der Schloßkirche St. Michael auf dem Muschelkalk am Nordhang des Enztales. Nicht ohne Berechtigung nennt sich Freiburg die Schwarzwaldhauptstadt. Sie ist mit der Erschließung des Schwarzwaldes durch die Zähringer entstanden und läßt sich vom Schwarzwald nicht trennen. Mit Recht befindet sich hier auch der Sitz des Schwarzwaldvereins und des Fremdenver-

kehrsverbandes für den Schwarzwald. Aber Freiburg ist trotzdem nur die Großstadt am Schwarzwaldrand, und ihr amtlicher Name lautet Freiburg im Breisgau. Auch Lahr nennt sich eine Schwarzwaldstadt. Es entstand im Anschluß an eine Wasserburg im Schuttertal nahe dem Talausgang; durch die Eingemeindung des älteren Dinglingen wird aber die gleichzeitige Zugehörigkeit zum Gebirgsrand und zur Rheinebene unterstrichen. „Waldstädte“ nennt man die Städte am Hochrhein: Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut. Aber auch diese Städte liegen am Rande und teilweise über dem Rhein. Sie waren auch nicht gegründet worden, um die Hotzenwälder im Schach zu halten, sie hatten vielmehr die Aufgabe der Hut des Schwarzwaldes gegen die Eidgenossen.

Doch auch der Schwarzwald kann ein Städteland genannt werden, denn wir zählen darin mehr als zwanzig Städte. Diese unterscheiden sich allerdings nach Lage, Alter, Größe und Zweckbestimmung von den Städten draußen im Land. Sie sind nicht gleichmäßig verteilt und fehlen auf den Hochflächen des waldbedeckten Buntsandsteins im Norden. Aber auch im Hochschwarzwald sind sie spärlicher vertreten. Die Städte häufen sich jedoch in einigen Tälern. Im Kinzigtal beginnt die Reihe mit Gengenbach und führt über Haslach, Hausach, Wolfach und Schiltach nach Alpirsbach. In Nebentälern der Kinzig liegen Zell am Harmers-

bach, Hornberg, Triberg und Schramberg. Im Wiesental beginnt die Städtereihe mit Lörrach und Schopfheim, aber echte Waldstädte sind nur Zell, Schönaue und Todtnau. Im Murgtal löste Gernsbach das am Taleingang gelegene Kuppenheim ab und beide wurden von dem jüngeren Gaggenau in der Bevölkerungszahl überflügelt. Im Nagoldtal schließt sich an Pforzheim die Städtereihe Liebenzell, Calw, Wildberg und Nagold an. Die Mehrzahl der Schwarzwaldstädte liegt jedoch abseits der großen Straßen.

Das Nagoldtal diente in späterer Zeit dem Verkehr und durch das Kinzigtal legten bereits die Römer eine wichtige Straße an. Trotzdem bleibt es unsicher, ob der Fernverkehr die Kinzigstädte entstehen ließ, und beim Murgtal und Wiesental scheidet eine solche Erklärung ohnehin aus. Daß der Fuhrwerksverkehr gerade im Gebirge Rastorte benötigte, liegt auf der Hand. Das besagt der Name Altensteig und auch das Städtlein Oppenau im Rendtal lebte nicht zuletzt von dem Vorspann für die „Noppenauer“ Steige, die zum Kniebis hinaufführt. In Gernsbach verläßt die Weinstraße das Murgtal, die die Weine der Bühler Gegend und der Ortenau in das Innere von Schwaben brachte. In Schiltach beginnt der steile Anstieg zum Zollhaus im Zug der alten Römerstraße, die nach Waldmössingen weiterzieht. Im ganzen entstehen jedoch die Schwarzwaldstädte mit der Rodung des Gebirges als Handwerkssiedlungen und Märkte für die Waldtäler, die zu Siedlungslandschaften umgestaltet wurden. Sie dienten außerdem dem Schutz der Täler und der Verwaltung. Andere Städte verdanken dem Bergbau und der Flößerei die Entstehung und Blüte, oder es war die Heilkraft der heißen Quellen und Mineralbäder.

Die Waldstädte stellen Neuanlagen dar, wie die Städte im „Land“. Sie wurden gegründet neben Dörfern, Burgen und Klöstern, und manche mögen auch aus wilder Wurzel entstanden sein. Wo die Stadt- und Dorfnamen die Endung -heim und -ingen aufweisen, wie bei Ettenheim, Müllheim, Löffingen oder Hüfingen, gehören sie dem Altsiedelland an. Die Schwarzwaldstädte sind nach Wasser und Wald, Berg und Tal, Burg und Kirche benannt: Haslach, Wolfach, Hausach, Schiltach, Elzach, Vöhrenbach, Schönaue, Schramberg, Triberg, Hornberg, Wildberg, Zavelstein, Berneck, Neuenbürg, Waldkirch, Oberkirch, Zell, Liebenzell, St. Blasien, St. Georgen. In Wolfach fällt auf, daß in der Altstadt keine Kirche steht; diese befindet sich über dem Fluß in der Vorstadt, dem dörflichen Vorläufer. Ähnlich ist es in Altensteig, wo die Stadt am Hang, das ältere waldreiche Dorf auf der Hochfläche liegt. Inzwischen ist das eingemeindete

Dorf wieder selbständige Gemeinde geworden. Das ältere Oberkirch, das im Oberdorf zu suchen ist, hatte seine ursprüngliche Pfarrkirche in Nußbach. Älter als die Stadt Neubulach ist das Dorf Alt-Bulach. Elzach besitzt nur eine Gemarkung von 442 Hektar, die das Städtlein umschließende Gemarkung der Landgemeinde Biederbach aber mißt 3136 Hektar.

In der Lage unterscheidet sich das Dorf Teinach im Tal von der Burgenstadt Zavelstein auf einem Bergsporn, das Dorf Hausach von dem an einen Felsvorsprung angebauten Städtlein Hausach. Alt-Hausach war eine Straßensperre, während das neue Hausach zum Eisenbahnknoten wurde. Als Burg und Verwaltungssitz wurde Neuenbürg angelegt. Diese festen Plätze mußten klein bleiben, sie sind aber auch die malerischsten. Um den Preis, welches die kleinste deutsche Stadt sei, ringen die etwa zweihundert Einwohner zählenden Schwarzwaldstädte Zavelstein, Berneck und Hauenstein. Kann man aber eine Siedlung noch eine Stadt nennen, die kein Bürgertum und Gewerbe kennt, kein Rathaus, kein Schulhaus und keine Kirche. Solche Orte, wie das für Hauenstein am Hochrhein zutrifft, waren in Wahrheit nur Burgflecken und nahmen nur den Anlauf zu einer Stadt.

Die planmäßige Gründung muß in einer Regelmäßigkeit des Grundrisses zum Ausdruck kommen. Wo dieser fehlt, wie in Schramberg, Gaggenau und Wehr, kann es sich nicht um alte Städte handeln. Deutlich hebt sich aber die Stadtanlage von Wolfach mit ihrer Marktstraße von dem unregelmäßig gestalteten dörflichen Alt-Wolfach ab. Ähnliches wiederholt sich in Hausach und von seltener Regelmäßigkeit ist das 1244 gegründete Vöhrenbach. Die auffallende Regelmäßigkeit von Todtnau, aber auch von Triberg und Oppenau ist jüngeren Ursprunges. Sie stellt eine neue Planung nach verheerenden Bränden dar. Diesen Bränden ist es auch zuzuschreiben, wenn manches Städtebild im Schwarzwald enttäuscht. Die aus Holz erbauten und mit Schindeln gedeckten Häuser mußten allzu oft ein Raub der Flammen werden. Eine planmäßige Grundrißgestaltung wird vielfach durch die Engräumigkeit der Täler verhindert. Ganz anders die Buntsandsteinhochfläche. Hier begann Heinrich Schickhardt 1599 mit dem Bau von Freudenstadt, dessen Grundriß Berühmtheit erlangte. Vorbilder fand Schickhardt in den Renaissancestädten Oberitaliens und die Lauben lernte er in Bozen und Bern kennen. Bei dem Wiederaufbau des schwer getroffenen Freudenstadt, der Bewunderung verdient, treten jetzt an die Stelle der Giebelhäuser Häuser in Traufseitenstellung, wie sie Freiburg, Löffingen und Villingen kennt.

Die Städte im Schwarzwald, dessen Rodung erst um

das Jahr 1000 beginnt, können nicht das ehrwürdige Alter der Städte am Rhein und in den alten Gauen besitzen. Wo aber die Gunst des Klimas der Rheinebene und der Vorhügel in das Gebirge hineinreicht, treffen wir im Kinzigtal die alte Reichsabtei Gengenbach, an die ein Markt und eine Stadt sich angliederte. Werden aber die Städte am Schwarzwaldrand, Freiburg und Villingen, bereits um 1120 gegründet und Offenburg vielleicht sogar noch früher, so entsteht die Wälderstadt Neustadt erst im 14. Jahrhundert. Als Gründer der Schwarzwaldstädte erscheinen die Zähringer und deren Erben, die Urach-Fürstenberger, die Grafen von Calw und von Eberstein, die Geroldsecker, Schwarzenberger, Alt-Hornberger, die Herren von Wolfe und andere. Die Markgrafen von Baden gründen Baden-Baden und die Herzöge von Württemberg Freudenstadt. In Altensteig wie in Liebenzell erinnert das badische Wappen an die Zeit, als diese Städte noch badische Amtssitze waren. In Schiltach kann der Besucher am Rathaus die ganze Stadtgeschichte ablesen, angefangen von der Herrschaft der Geroldsecker und Urslingen, der Herzöge von Teck und von Württemberg bis zum Jahre 1810, wo Schiltach Baden zugeteilt wurde. Vorher war der württembergische Amtssitz nach Hornberg verlegt worden. An die Zugehörigkeit zum Hochstift Straßburg erinnern Wappen in Oberkirch am Amtshaus und in Oppenau am Stadttor. Das Wappen von Gernsbach schmückt die Rose der Ebersteiner, Zell am Harmersbach führt stolz den Reichsadler und hält an der reichsstädtischen Überlieferung fest. Spottete man einst über die Handvoll Stadtsoldaten, so erwarb sich Zell durch seine Keramik einen neuen Namen. Nirgend findet sich auch in den großen Schwarzwaldstädten ein Rathaus von dem Ausmaß und der künstlerischen Gestaltung wie in Gengenbach. Jene waren landesfürstliche Städte, Gengenbach aber eine freie Reichsstadt, die sich in diesem Bauwerk, in Türmen und Toren ein Denkmal setzte. In Lahr und Gernsbach stellen die Rathäuser alte Patrizierhäuser dar.

Das 19. Jahrhundert verlieh das Stadtrecht an Industriedörfer, Bäder und Kurorte, nachdem sie eine gewisse Größe erreicht und städtisches Wesen angenommen hatten. Alte Städte aber sind die weltberühmten Badeorte Baden-Baden und Wildbad, und der Volksmund sagt: „Baden, Wildbad, Liebenzell, kommen all aus einem Quell“. Es gehört zum Reiz dieser Badeorte, daß sie einen mittelalterlichen Kern besitzen; in Baden-Baden und auch in Badenweiler stehen wir sogar auf römischen Fundamenten. In diesen Badeorten haben die Kurhäuser und Kuranlagen größere Bedeutung als der Marktplatz und dieser fehlt in

Badenweiler ganz. Badenweiler will Landgemeinde bleiben und diese Betonung ländlichen Wesens hat dem Ruhm dieses Bades in der Welt keinerlei Abbruch getan.

Als die „Neue Stadt auf dem Schwarzwald bei St. Christofstal“ 1599 gegründet wurde, setzte man nicht geringe Hoffnung auf den Bergbau. Der Name Kasernenplatz für den riesigen Marktplatz ist aber auch ein Hinweis auf die strategischen Überlegungen bei der Stadtgründung. Freudenstadt ist zu seinem Glück keine Festung geblieben, trotzdem wurde seine hervorragende Verkehrslage sein Verhängnis, und von allen Schwarzwaldstädten erlitt Freudenstadt in diesem Weltkrieg die schwersten Zerstörungen. Echte Bergwerksstädte waren das malerische Neubulach mit seinen Kupfergruben, waren Sulzburg und Todtnau. Das Wappen am Stadttor von Sulzburg zeigt den Bergmann wie das Siegel von Todtnau. Bergbau auf Eisen betrieb man bei Neuenbürg, dessen Sensen- und Sichelschmieden erhebliche Bedeutung erlangten. Der Silberreichtum bei Haslach im Kinzigtal lebt nur noch im Volkslied fort. Untergegangen ist die Kinzigtäler Bergstadt Prinzbach in der Nähe von Biberach, und die Freiburger zerstörten die bei dem Kloster St. Trudpert gelegene Bergstadt Münster. In Sulzburg konnte man sich auf den Weinbau umstellen, das Versiegen der Bergschätze stürzte dagegen das obere Wiesental ins Unglück und die Not ist seitdem aus diesem Tal nicht mehr gewichen. Ein Ersatz mußte die Textilindustrie und Bürstenerzeugung schaffen. Die einst so blühende Granatenschleiferei ist im gewerbstätigen Waldkirch noch durch einen Betrieb vertreten.

Wohlstand begründete einst die Flößerei in Gernsbach, Wolfach, Schiltach, Calw und Pforzheim. In Pforzheim, dessen Name sich von Portus, dem Einbindeplatz der Flöße herleitet, ist die malerische Flößervorstadt Au verschwunden. In Gernsbach kündigt das Renaissancerathaus von dem Reichtum des Schifffherren Johann Jakob Kast, der es der Stadt überließ. In Calw kam zur Holzkompanie die Zeugkompanie und die Salzhandlung. Das nahe Hecken- und Schlehengäu lieferte die Wolle, und die Stadt fand die tatkräftige Unterstützung ihrer Regierung. Stattliche Häuser am Markt und an der Nagold erzählen von dem Reichtum vergangener Zeiten. Im Gebirge, das Viehhäute, Eichenlohe der Reutberge und Wasser lieferte, hat auch die Gerberei immer eine Bedeutung, so in Schiltach, Calw und Pforzheim. Seit alters gibt es zahlreiche Sägemühlen, und heute steht die Holz- und Papierindustrie an erster Stelle und bestimmt das wirtschaftliche Leben von Gernsbach, Oberkirch und Neustadt. Die alten Uhrmacherorte Furtwangen,



Pforzheim

Stich nach Merian

Vöhrenbach und Lenzkirch traten hinter Schramberg, Villingen, Triberg und Pforzheim in den Hintergrund. Lenzkirch wurde dafür ein blühender Kurort, aber in Furtwangen bietet das Uhrenmuseum reiches Anschauungsmaterial. Welches Leben erfüllt heute das Gutachtal bei Hornberg und Triberg und ganz besonders die Fünftälerstadt Schramberg im Tal der Schiltach. Gaggenau im Murgtal hat sich durch die Daimler-Benz-Werke einen Namen gemacht.

In vollstem Gegensatz zu diesen Industriestädten stehen die Kurorte, die im Klosterfrieden entstanden sind. Sie sind erst im 19. Jahrhundert zu Städten erhoben worden. An ihrer Spitze steht St. Blasien, wo Orgelklang und Chorgesang den weiten Raum seines Domes erfüllen. Ein eigener Reiz liegt über der Klosterruine von Herrenalb, und die herrliche romanische Klosterkirche von Alptribach drückt dem Städtlein den Stempel auf. In St. Georgen aber ist von dem großen Klosterbau nichts erhalten geblieben und die Industrie beherrscht das Stadtbild vollständig.

Wenn auch die Städte draußen im Land und am Gebirgsrand die größere Bedeutung und das höhere Alter besitzen, so können die Städte auch aus dem Bild des Schwarzwaldes nicht mehr weggedacht werden. Die Schwarzwaldlandschaft hat niemand besser geschildert als der Meister Hans Thoma. Das Bild der

Schwarzwaldstädte hat Matthäus Merian festgehalten, und bis auf den heutigen Tag trifft auf die Mehrzahl der Schwarzwaldstädte das Urteil zu, das Merian-Zeiler über Baden-Baden abgegeben hat: „Es liegt diese Stadt in der Höhe und gar uneben und hat um und um Berge.“ Viele sind heute von einem Kranz von Landhäusern und Siedlungen umgeben. Die Schwarzwaldstädte sind verschieden nach ihrer Größe, Lage und Bedeutung, in ihre Straßen schaut aber überall der Wald und das Gebirge hinein. Nur wenig Himmel hat Calw über sich und welche Bedeutung erlangte doch die Geburtsstadt von Hermann Hesse, der ihr hohes Lied gesungen hat. Heinrich Hansjakob hat seine Heimatstadt Haslach weithin bekannt gemacht. Manche Schwarzwaldstädte haben immer ein stilles Dasein geführt, nicht wenige aber sind seit Jahrhunderten mit der Weltwirtschaft verflochten, und die Bewohner vieler Schwarzwaldstädte sind weltläufige Leute geworden. Der Fremdenverkehr, der heute den gesamten Schwarzwald in seinen Bannkreis gezogen hat, hat gerade dessen Städten einen neuen, früher nur in seinen Weltbädern gekannten Aufschwung gebracht. Der Schwarzwald bleibt das Waldgebirge und die Heimat der Wälderbauern, aber zu seinem Bild gehört längst auch die Industrie und gehören seine Städte.

Württembergische Schwarzwaldhäuser

VON HERMANN SCHILLI



1. Kinzigtäl Haus

Das Kulturbild der Landschaft am Ostrande des Schwarzwaldes von Freudenstadt bis zur Königsfelder Hochebene wird von zwei Hausformen geprägt: dem vereinfachten Kinzigtäl Haus und dem Gutacher Haus. Diese Häuser wurzeln mit ihren Gerüsten und den technischen Eigenheiten durchaus im Schwarzwälder Formenkreis, wie die Benennungen schon andeuten sollen. Viele Einzelzüge sind jedoch nur von den östlich angrenzenden Gäulandschaften her verständlich. Das Gutacher Haus könnte ebenso gut Württembergisches Schwarzwaldhaus genannt werden.

Für den gegenwärtigen Stand der Hausforschung sind gerade diese beiden Arten besonders interessant. Man kann an ihnen deutlich erkennen, daß nicht nur Naturraum, Volkstum und soziale Verhältnisse die Gestaltung der Häuser beeinflussen, sondern auch politische Gliederungen und die sich daraus ergebenden

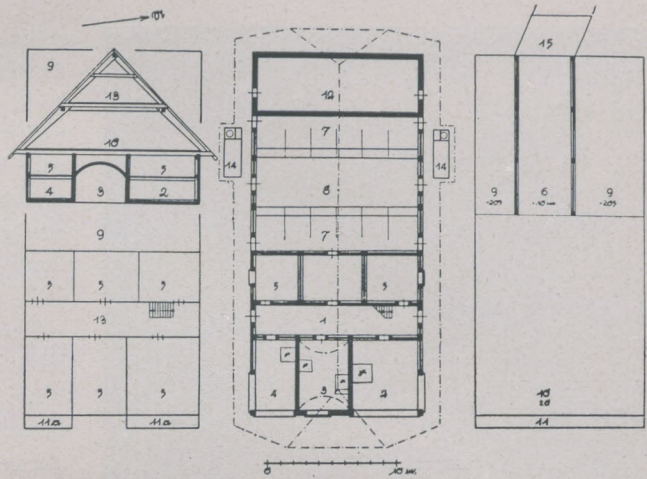
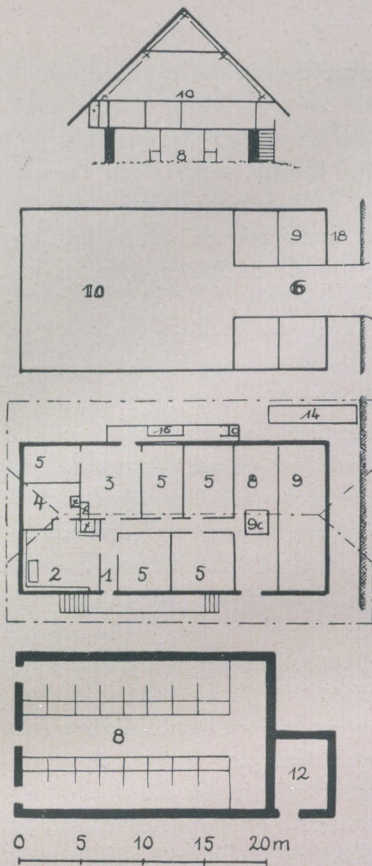
Verkehrsbeziehungen. Das vereinfachte Kinzigtäl Haus zeigt in der Regel den Grundriß, das Dachgerüst, die Umrisse und den technischen Aufbau des eigentlichen Kinzigtäl Hauses. Doch fehlen ihm zwei kennzeichnende Merkmale: das Zwischengeschoß, die „Rauch-, Schlupf- oder Nußbühne“, und die Vorlaube, der „Trippel“ (Abb. 1). Dieses Zwischengeschoß ist das Überbleibsel der alten Ankerbalkenzimmerung, die über Straßburg im 13. und 14. Jahrhundert in die Oberrheinlande kam. Bezeichnenderweise endet ihr Verbreitungsgebiet ungefähr an den Grenzen des alten Bistums Straßburg und seinen Pfandlehen. Das hintere Kinzigtal und seine Nebentäler sowie das obere Murgtal unterstanden in jenen Jahrhunderten, die für die Entfaltung der Hausarten so wichtig waren, Territorialherren, die östlich des Schwarzwalds saßen. Die Verkehrsbeziehungen dieser Landstriche führten daher ostwärts ins Gäu mit seinen andern Bauepflogenheiten.

Das Verbreitungsgebiet des Gutacher Hauses deckt sich im wesentlichen mit dem Bereich der alten Ämter St. Georgen und Hornberg. In den letzten Jahrhunderten vermochte diese Hausform allerdings nach Westen und Südwesten vorzudringen, weit hinein in das Gebiet des ältesten Schwarzwälder Hauses, des „Heidenhauses“, wie diese Form von den Einheimischen genannt wird.

Das vereinfachte Kinzigtäl Haus ist ein mit dem First in die Fallrichtung des Hanges gestelltes, zunächst zweiraumtiefes, gestelztes Einhaus, das Menschen, Tiere und Erntegut unter einem Dach birgt (Abb. 2, 5). Das gewaltige Dach endet gegen Tal und Berg mit einem Halbwalme. Weiter östlich werden die Halbwalme durch Vollgiebel ersetzt in Angleichung an die dort üblichen Hausformen. In dem gemauerten Sockelgeschoß befindet sich der Stall. Er wird durch den Futterstock der Länge nach in zwei Hälften geteilt. Über dem Stall liegt der Wohnteil, der nach der Art der Häuser im östlich benachbarten Gäu aufgeteilt ist (Abb. 3). Wohnung und Stall werden kurzweg das „Hus“ genannt. Durch den Hauseingang auf



2. Kaltbrunn, Christmärtihof. 18. Jahrhundert



4. Gutach. Vogtbauernhof (erbaut 1570): 1 Hausgang, 2 Stube, 3 Küche, 4 Stühle, 5 Kammer, 6 Tenn, 7 Stall, 8 Futtergang, 9 Heustock, 10 Bühni, 11 Vorgang, 11a Stubengang, 12 Kerr, 13 Hobede, 14 Schweinestall, 15 Bruck

3. Schematischer Grund- und Aufriss des vereinfachten Kinzigtäler Hauses: 1 Haus-Eren, 2 Stube, 3 Küche, 4 Nebenstube, 5 Kammer, 6 Tenne, 8 Futterstock bzw. Futtertenne, 9 Heubarn, 9c Heuschlauch, 12 Ker (Keller), 14 Schweinestall, 16 Milchkhäusle, 18 Schopf

der wetterbegünstigten Langseite des Hauses gelangt man in den Hausgang, den „Huseren“, und geradeaus weiter in die Küche. Gegen die Talseite lagern sich an den Hauseren die Stube und die Nebenstube, die vielfach weiter unterteilt wurde. Bei größeren Anwesen, wie etwa in Kloster Reichenbach, Baiersbronn, Mittel- und Obertal und Vierundzwanzig Höfe, knickt der Hauseren vor der Küche in der Firstrichtung gegen den Wirtschaftsteil um. Nach dem so entstandenen „hinteren Gang“ öffnen sich weitere Kammern. In gleicher Höhe mit der Wohnung, dem „Haus“, liegt der Wirtschaftsteil, die „Scheuer“. Er teilt sich in die Futtertenne und die Heubühne, auch „Heubarn“ genannt. Beide erstrecken sich vom Boden bis unter die Dachhaut. Sie sind nicht unterkellert. Diese Hausart ist wie das Kinzigtäler Haus im Gegensatz zum Gutacher Haus vertikal genutzt. Von der Futtertenne geht ein Abwurfschacht, der „Heuschlauch“, in den talwärts unter der Wohnung gelegenen Stall. Das Dachgeschoß betritt man von der bergwärts gelegenen Schmalseite aus. Unter dem Halbwalm geht es über die „Bruck“ auf die Tenne, welche den ungeteilten Raum der Heubühne durchquert, zum Boden über dem Wohnteil, der „Garbenbühne“ oder „Scheuertenne“.

Dach- und Wandkonstruktion sind bei dieser Hausart wie beim Kinzigtäler Haus getrennt. Die Dachlasten werden zunächst von den Dachhölzern, den Rafen,



5. Vierundzwanzig Höfe. Beierhof, 17. Jahrhundert



6. Vierundzwanzig Höfe. Walterhof, Ofenplatte 1766

auf Längshölzer, Pfetten, und von diesen über schräg gestellte Säulen mit Brustriegeln, sogenannten liegenden Stühlen, auf die Außenwände übertragen. Auf der Frontseite springen sowohl das Dachgebälk wie die Balken der „Oberte“ in der oberen Hälfte des im Querschnitt dreieckigen Dachraumes vor und erinnern damit leise an den „Trippel“ des Kinzigtäler Hauses. Die Wände bestehen aus Flecklingen, das sind acht oder neun Zentimeter dicke Bohlen oder aus rund zwölf Zentimeter messenden Vierkanthölzern, Federswellen, die in die Nuten der etwa vierzig auf vierzig Zentimeter starken Wandsäulen von oben eingeschoben worden sind. Die Säulen des „Hauses“ stehen nicht auf einem Schwellenkranz, sondern auf einem Dielenboden, eine Eigentümlichkeit, die diese Art wieder nur mit dem Kinzigtäler Haus gemeinsam hat. Leider ist diese markige Konstruktion heute durchweg durch die unschönen Schindelmäntel verdeckt. Sie bestimmte im Verein mit den kleinaufgeteilten Fenstern, die ebenfalls inzwischen selten geworden sind, zum Teil die „alemannische Bauweise“.

Unter dem Hausrat sind die eisernen Kastenöfen mit den meist prachtvollen Ofenplatten beachtenswert (Abb. 6). Sie zeigen neben Tier- und Rankenornamenten je nach ihrem Alter das herzogliche oder das königliche württembergische Wappen. Der Beschriftung und den örtlichen Verhältnissen nach scheinen

sie im nicht allzufernen Christophstal gegossen worden zu sein.

Nicht unerwähnt dürfen endlich die Bauernwappen und die Hauszeichen bleiben, welche diese Hausart und die Kinzigtäler Häuser zieren (Igelsberg!). Es sind in der Regel Kombinationen von senkrechten schrägen Strichen, die oft an Runen erinnern, mit ihnen aber nichts zu tun haben.

Weit malerischer wirkt das Gutacher Haus. Es ist vielleicht das schönste Schwarzwaldhaus. Besonders lebhaft wirkt der Fachwerkkern mit der Küche in der Mitte der Schauseite (Titelbild). Er verweist auf die benachbarte Gäulandschaft. Diese Hausart, deren ältester sicher datierbarer Vertreter im Gutachtal steht, wurde von Malern, Photographen und Schriftstellern weithin als „das Schwarzwaldhaus“ bekannt gemacht. Es ist das „Wälderhaus“, wie es M. Lohss genannt hat¹.

Sein Hauptverbreitungsgebiet liegt am Ostrand des Schwarzwaldes, südlich der Straße Alpirsbach–Sulz am Neckar, in den ehemals württembergischen Ämtern Hornberg und St. Georgen.

Das Gutacher Haus ist ein in der Regel ebenerdiges, queraufgeschlossenes, dreiraumtiefes Einhaus mit Halbwalmen im Wald und Vollgiebeln auf den offenen Hochflächen (Abb. 4). Die Küche befindet sich in der Mitte der Schmalseite des „Hauses“, ihr zur Seite liegen die vordere und die hintere Stube. Der durchgehende Hausgang zeigt Verwandtschaft mit dem „Schwarzwälder Heidenhaus“. Ebenso weisen die Zweigeschossigkeit, die gleiche horizontale Nutzung des Wirtschaftsteiles, der „Scheuer“, die Anordnung der Viehstände und die Bezeichnungen auf diesen Zusammenhang. Hier und da wird diese Verbindung noch unterstrichen durch das Vorhandensein eines Hausgerüsts nach Art der „Schwarzwälder Heidenhäuser“, bei denen der Firstbaum durch mächtige Firsthochsäulen getragen wird. Dagegen verraten das Regeldachgerüst und die gelegentlich angebrachte Vorlaube der Häuser an den Straßen ins Kinzigtal die Verkehrsbeziehungen nach dieser Seite (Abb. 7).

Die technischen und handwerklichen Einzelheiten unterscheiden sich nur in einem Punkte vom vereinfachten Kinzigtäler Haus: der ganze Bau ruht hier auf einem kräftigen Schwellenkranz. Die Dächer beider Hausarten waren anfänglich mit Stroh gedeckt. Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde dieser Werkstoff bei dem vereinfachten Kinzigtäler Haus durch Dachziegel und bei dem Gutacher Haus auch durch Schindeln ersetzt.

Was den Hausrat angeht, so tritt in den im Wald gelegenen Anwesen an die Stelle des eisernen Kastenofens ein Kachelofen.

Das Gutacher Haus hatte eine große Lebenskraft; außerdem erwies es sich als sehr anpassungsfähig. Sehr beliebt war es als Doppelhof wie als Arbeiter-Einfamilien- und Doppelhaus. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts drang es tief in den Hochschwarzwald, in die Kernlandschaft des „Schwarzwälder Heidenhauses“ ein. Möglicherweise hätte diese Form den ganzen Wald erobert, wenn nicht die neue Zeit diese Entwicklung gehemmt hätte.

¹ Lohss M., Vom Bauernhaus in Württemberg. C. Winter. Heidelberg 1932. Begreiflicherweise konnte diese Bezeichnung im Rahmen der Schwarzwälder Häuser nicht übernommen werden.



7. Tennenbronn. Alt-Vogthof, 17. Jahrhundert

Die Landschaft von Freudenstadt und ihr geologischer Aufbau

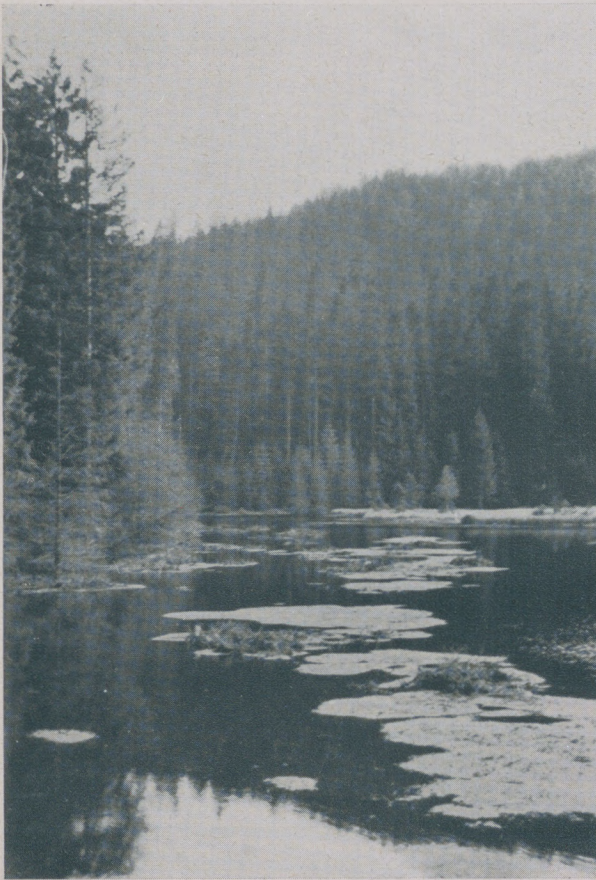
VON HANS SCHWENKEL

Als Herzog Friedrich (1593–1608) für die aus der Steiermark vertriebenen Protestanten Mittel und Wege für eine Ansiedlung suchte, kam er auf den Platz, auf dem heute Freudenstadt steht. Welches waren die Gründe dieses selbstherrlichen, streng protestantischen Mannes und seines rücksichtslosen Ratgebers Matthäus Enzlin? Unter den Steiermärkern waren viele Bergleute, die er im Bergbau auf Silber in Christophstal ansetzte, wo schon im 13. Jahrhundert auf Silber gegraben wurde, Herzog Christoph 1564 den Christophsstollen angelegt hatte (der Name Christophstal ist älter) und jetzt fünf neue Stollen in den Berg getrieben werden sollten. (Beim Talwirthshaus liegt der Eingang eines noch in einer Länge von 2,5 Kilometern erhaltenen Stollens, darin später ein Schwerpatgang abgebaut worden ist). Ein weiterer Grund war die Lage an einer Paßhöhe der Schwarzwaldstraße von Straßburg durch das Renchtal über den Kniebis Richtung Stuttgart und Horb-Tübingen. Die Neugründung sollte eine Art Schlüssel zum Kniebispaß zwischen Rhein und Neckar werden. Geplant war von Anfang an der Ausbau zur Festung. Tatsächlich ist die Stadt erst etwa siebenzig Jahre später in eine Festung umgewandelt worden, wodurch die politischen Gründe noch offenkundiger wurden. Ein dritter Grund lag wohl in den Besitzverhältnissen. Es konnte weithin auf gerodetem Staatsgrund gebaut und der

Stadt 2500 Hektar Staatswald als Mitgift und Grundlage für ihr Gedeihen übereignet werden.

Und schließlich mag auch die landschaftlich sehr schöne und gesunde Höhenlage am Ostrand des Schwarzwaldes, inmitten der herrlichsten Nadelwälder und über dem tief eingeschnittenen Forbachtal mit für den Platz gesprochen haben. Man darf aber einschränkend hinzufügen, daß damals der Sinn für das Landschaftliche noch nicht so entwickelt war wie heute. Doch wurde gerade dieser vielleicht damals weniger maßgebende Grund in der jüngeren Vergangenheit leitend für die Entwicklung zum Touristen-, Fremden- und Luftkurort ersten Ranges, den Freudenstadt heute unwidersprochen darstellt.

Der Herzog beauftragte 1599 seinen großen Baumeister Heinrich Schickhardt, den Stadt- und Bauplan aufzustellen. Ohne Rücksicht auf das nach Westen ziemlich stark abfallende Gelände legte Schickhardt seinen streng geometrischen Grundriß, einem Mühlebrett vergleichbar, in die Landschaft hinein und ließ einen fünf Hektar großen Marktplatz in der Mitte frei, auf dem ein Schloß erstellt werden sollte. Schon die erste Stadtanlage erreichte im Westen den Steilrand des Forbachtals, so daß vom Tal aus gesehen Freudenstadt eine ähnliche Lage hat wie Jerusalem vom Kidrontal oder Rothenburg vom Taubertal aus.



Der Buhlbadsee bei der Zuflucht, ein Karsee mit schwimmenden Torfmoosinseln Aufnahme: Schwenkel

Der rechteckige Marktplatz liegt rund 740 Meter über dem Meeresspiegel, während das Forbachtal in einer Höhe von 650 Meter vorbeiführt und der Kienberg südlich der Stadt auf 799 Meter ansteigt. Von den Freiflächen zu beiden Seiten der Stadt, besonders vom Kienbergturm, hat man einen überwältigend schönen Blick über das schwäbische Stufenland hinweg zur Schwäbischen Alb, die fast in ihrer ganzen Länge den Horizont abschließt. Die Hochfläche, an deren Rand Freudenstadt liegt, fällt nach Osten stark ab. Sie ist kahl und im Norden und Süden von geschlossenen Wäldern begrenzt: eine typische jüngere Rodungsfläche, die bis Hallwangen hinübergreift, um dann wieder an große Wälder zu grenzen.

Den Untergrund dieser Hochfläche bildet der Obere oder Plattensandstein, der von den Röttonen überdeckt ist. Jenseits des Forbachtals trifft man auf dem Finkenberg bis zu einer Höhe von 877 Metern wieder den Plattensandstein. Noch auffallender ist aber, daß man südwestlich der Stadt an der Straße zum Kniebis

nahe dem Hotel Rappen an einem alten Steinbruch mit mächtigen Sandsteinquadern vorbeikommt, der bereits im Mittleren Buntsandstein liegt, und daß weiter südwestlich der Plattensandstein auf dem Schöllkopf die Höhe von 843 Metern erreicht. Tatsächlich ist die Freudenstädter Platte längs einer in der Richtung des unteren Forbachtals von Nordwesten nach Südosten streichenden Linie bis zu 160 Metern eingesunken, so daß die Eisenbahn vom Freudenstädter Bahnhof nach Loßburg sogar schon im Unteren Muschelkalk verläuft (Loßburg 666 Meter über dem Meeresspiegel), der auf dem Röt mit gelben Mergeln, Kalk- und Dolomitbänken aufliegt. Diesen, den einstigen Klimawechsel so deutlich anzeigenden Farbwechsel trifft man vielfach in den Brüchen für die bekannten Freudenstädter Sandsteinplatten. Fährt man aber etwa mit dem Wagen von Freudenstadt über Aach nach Hallwangen in der Richtung nach Pfalzgrafenweiler, so befindet man sich bei Aach in 566 Meter Höhe auf Oberem Buntsandstein (so stark fällt er also nach Osten ein) und bis zum Waldrand bei Hallwangen im Unteren und Mittleren Muschelkalk. Dann aber tritt man wieder in den Oberen Buntsandstein ein. Wir haben eine zweite Verwerfung von einer Sprunghöhe bis zu 100 Metern überschritten und haben den Dornstetter Grabenbruch von Freudenstadt-West bis Hallwangen senkrecht überquert. So verstehen wir auch, warum das Gebiet um Wittlensweiler, Aach, Dornstetten, Dietersweiler, Glatten waldfrei ist: es liegt auf Muschelkalk, der im Grabenbruch selbst von Südosten nach Nordwesten in den Buntsandstein hineinstößt und den Freudenstädter Bahnhof von Süden her fast erreicht. Mit dem Buntsandstein setzt der Schwarzwald ein. Die in den Wald eingestreuten Inseln des ganzen württembergischen Schwarzwaldes mit ihren jüngeren Rodesiedlungen liegen alle auf Oberem Buntsandstein, der meist mit den sogenannten Röttonen abschließt.

Da aber der Buntsandstein in einer Mächtigkeit von 270 bis 300 Metern westwärts infolge der Hebung des Schwarzwaldes weiter ansteigt, bestimmt dort der vielfach verkieselte, sehr feste und widerstandsfähige Hauptbuntsandstein das Landschaftsbild, und dies um so mehr, als er bei Freudenstadt-Baiersbronn, bei Rippoldsau und Alpirsbach bereits von den tief eingesägten Rheinzufüssen aufgeschlitzt und in gewaltige Bergrücken zerlegt ist. Die ganze Straße von Freudenstadt zum Kniebis und die Höhenstraße zum Schliffkopf und Ruhstein liegen im Hauptbuntsandstein, der dann in einer 300 Meter hohen Stufe nach Westen gegen das kristalline Grundgebirge abbricht. Dieses ist auch schon im nahen Murgtal bei Baiers-



Naturschutzgebiet im Hochschwarzwald: Schliffkopf gegen die Hornisgrinde

Aufnahme: Schwenkel

bronn kräftig angeschnitten, also der ganze Buntsandstein durchsägt. In große sargförmige Bergrücken ist die mächtige Buntsandsteintafel durch die Nebenflüsse der Murg, der Kinzig und der Rench von Norden, Süden und Westen aufgelöst. So sind Kniebis, Schliffkopf, Vogelsberg, Hornisgrinde und die Berge rings um Baiersbronn entstanden, indem sich die mit großem Gefälle zum Rheingraben eilenden Flüsse rückwärts in die Hochflächenlandschaft des Buntsandsteins eingeschnitten haben. Man nennt dies rückwärtsschreitende Erosion. Dabei wurden zum Teil alte Bäche der Hochfläche angezapft und abgelenkt, was aus ihrer Richtung noch zu erkennen ist.

Der besondere Reiz der Freudenstädter Landschaft besteht nun gerade darin, daß hier die rheinische und die Neckarlandschaft unmittelbar zusammenstoßen und die Stadt gleichsam auf dieser Grenzscheide der Wasser reitet, die zwei grundverschiedene Landschaften voneinander trennt. Wer die Ebene sucht mit sonnigen Feldern und Wiesen oder schattigen Wäldern, der findet sie. Wer aber Berg und Tal, große Steigungen und etwas Schweiß vorzieht, der geht nach Westen zu. Er trifft auf diesen sonst bewaldeten Höhenrücken die Rodungsinsel von Kniebis-Ochsen, Kniebis-Lamm, Alexanderschanze und Zuflucht und weiterhin alte Weideflächen von Baiersbronn, heute noch als Streuwiesen bewirtschaftet oder vielfach mit

den Vorboten der Wiederbewaldung, den Legföhren bestanden, die unzugängliche dichte „Urwälder“ bilden; doch sind diese nur scheinbar Urnatur, in welche die Fichte bereits eindringt, um ihre Pioniere langsam zu erdrücken und zu ersticken und den ursprünglichen Fichtenwald wiederherzustellen. Das ist wahrer Schwarzwald, ebenso wie die auf kleine Gehängegletscher zurückzuführenden Karnischen und Karseen, mit denen so viele Täler, besonders an Nordhängen, beginnen. Der am nächsten liegende Karsee ist der Buhlbachsee nördlich der Zuflucht mit seiner schwimmenden Torfinsel und dem Duster der ihn umgebenden Rottannenwälder.

So ist die Landschaft von Freudenstadt: eine Buntsandsteinlandschaft mit großen Hochflächen auf einer mächtigen, ostwärts einfallenden Gesteinsplatte, von den Zuflüssen des Rheines zerschnitten, die zwischen sich noch einen zusammenhängenden Rücken vom Kniebis bis zur Badener Höhe stehen ließen, während ostwärts die Stufen des Muschelkalks und Keupers zur fernen Alb hinüberleiten.

Der Bergbau bei Freudenstadt sei noch anhangsweise erwähnt.

Zum Bergbau können wir die Steinbrüche im Buntsandstein rechnen, im Oberen zur Gewinnung der Sandsteinplatten, im Mittleren zum Abbau der verkiegelten Quadersteine, die als Bausteine verwendet

werden. Solche Brüche gibt es in größerer Zahl rings um die Stadt.

Auf den oben erwähnten Verwerfungsspalten sind aber auch Schwerspat, Quarz und Erze aufgestiegen und ausgeschieden worden. Man nennt sie „Gänge“. Das Silber wurde selten gediegen, meist als Glaserz und Rotgültigerz gewonnen. Aus dem Silber wurden die „sehr zierlich geprägten Zwey-Gulden-Taler“ hergestellt. Es stammte aus Zechen im St. Christophstal (Ferdinand, Dorothee, Haus Württemberg) und vom „Himmlischen Heer“ bei Hallwangen. Glaserz ist Schwefelsilber, die Rotgültigerze enthalten außer Silber und Schwefel noch Arsen oder Antimon. Nebenbei wurde auch Kobalt (zur Herstellung einer blauen Farbe besonders im Glas) und Kupfer gewonnen. Um 1770 hörte der Bergbau auf.

Außer diesen edlen Erzen wurden auch Eisenerzgänge abgebaut und in Friedrichstal und Christophstal verhüttet. Später verhüttete man die wohl in tertiärzeitlichen eisenhaltigen tiefroten Lehmen entstandenen Bohnerze von Fluorn und Dornhan. Doch wurden diese Erze wegen ihres hohen Phosphatgehaltes und mit Rücksicht auf sonstige Verunreinigungen (nur 16% Eisen) nicht besonders geschätzt. Die Verhüttung von Eisen hörte auch schon im 18. Jahrhundert auf. Die entstandenen Hammerwerke bezogen ihr Roheisen. Es entstand eine beachtliche Eisenindustrie, zum Beispiel eine Sensenfabrik. Auch in Freudenstadt selbst siedelten sich Nagel- und Messerschmiede an. Somit geht also die heutige Metallindustrie der Freudenstädter Gegend auf einen Bergbau zurück, der längst aufgehört hat.



Taler Herzog Friedrichs I. von Württemberg, 1607 geprägt in Christophstal

Zur Frühgeschichte von Freudenstadt

VON OTTO HERDING

Unsere älteren Städte lassen, wo es gut geht, ihre Frühgeschichte mühsam erschließen. Bei einer so späten Gründung wie Freudenstadt verhält es sich anders: da sind nicht nur die Bauten, sondern auch die schriftlichen Quellen gesprächig. Das heutige Wiedererstehen der Stadt lenkt unwillkürlich den Blick zurück zum Beginn des 17. Jahrhunderts, wo sie zum erstenmal geplant und gebaut, ihr Platz „aus der Wüstenei, Waldung und Einöde“ herausgeschnitten wurde. Gesprächig sind die Quellen und doch nicht einstimmig! Von verschiedenen Motiven sind die ersten Jahrzehnte

der neuen Gründung erfüllt, sie treten mit wechselnder Stärke hervor, widerstreiten sich manchmal. Gehen wir ihnen ein Stück weit nach, indem wir die Quellen so viel wie möglich reden lassen.

Die Stadt entstand mühsam, der Plan Friedrichs und Schickhardts stieß im Raum auf harten Widerstand, große Projekte blieben stecken, kleine Quertreibereien störten jahrelang und verärgerten Bürger und Obrigkeit. Die Markung, die der Herzog am 12. Juni 1605 noch einmal feierlich umritt, lag im Waldgeding, also in jenem uralten Gerichtsbezirk um Dornstetten,



Medaille, Herzog Johann Friedrich von Württemberg dargebracht von der Stadt Freudenstadt oder der Münzstätte Christophstal, 1627 (Medailleur: Franz Guichard)

und „die vom Waldgeding“ bildeten zunächst eine unfreundliche Front gegenüber der neuen Stadt, die sehr nach einem gnädigen Herrn verlangte, der sie „wider ihre Spötter schütze und schirme“. Die „armen Freudenstetter, die auf ... hin und wieder in entfernte landt ausgeschickte Patente mit großer Ungelegenheit in diese Wildnus gezogen“, werden als eingedrungene Abenteurer behandelt. Und doch haben sie sich nicht „mutwillig ins Verderben gestürzt“, der Fürst ist ihnen mit stattlichen Anleihen zu Hilfe gekommen, bis einer aber „ihme selbst ein Heusslin seinem Wesen gemäß gebauet, ist ihme das Geld allerdings auf dem Platz blieben“. In solcher Lage führen die Neubürger um ihre Markungsgrenzen einen zähen Kampf mit den bisherigen Herren des Waldes: es muß eine ergötzlich-ärgerliche Szene gewesen sein, als die Freudenstädter eines Morgens merkten, daß sie in der Nacht zuvor auf einen Grenzweg hereingefallen waren, der sich „gar herein auf die Freudenstädtischen Güter erstreckte“. Der Vertrag darüber war im Amtshaus „etwas spat ... beschlossen“ worden, die übliche Grenzbegehung also nicht mehr möglich, da hatten die vom Waldgeding „zu ihrem Vorteil diesen Weg angezeigt“. Die Erinnerung an den mütterlichen Boden des Waldgerichts klingt im Bösen und Guten noch lange an. 1630, als die Katholischen ihre Klöster restituierten, erschrak der Vogt von Freudenstadt vor dem Gerücht, man habe Dokumente im Kloster Reichenbach gefunden: Freudenstadt, zumal der Kirnberg, auf dem die Kirche stünde,

sei alter Alpirsbachischer Grund und die „Executores“ würden demgemäß von Alpirsbach her bald erscheinen. Eiligst mußte ein Weistum von zittriger, ungelenker Hand bestätigen, daß das Klosterterritorium erst eine halbe Stunde weg überm Berg anfinde. Man stehe auf altem Waldgedingsboden. Dessen Dörfer waren übrigens von Umgeld, der Getränkesteuer frei. Mußte das nicht den Wirten in der neuen Stadt zugute kommen? Aber, überlegt der herzogliche Steuerbeamte: „es geht ein starke Landstrass allhie durch, die in Sommers Zeiten, auch so lang die Bäder im Sauerbronnen wahren, eine große Zehrung“ gibt. Also verzichtet man lieber nicht. Nebenbei: das ist vielleicht der früheste Bezug Freudenstadts auf den Fremdenverkehr! Damals, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, noch ganz vereinzelt. Die Stadt ist mehr Durchgangsstation. Der „Fremde“ ist noch nicht der Erholung Suchende: er ist der protestantische Flüchtling aus Österreich, er ist der Bergmann, der mitunter von weit her kommt, und damit geraten wir schon in größere Zusammenhänge.

Freudenstadt soll Zufluchtsort der unter den „Heerespauken und Drommeten“ des katholischen Habsburgers verjagten Lutheraner werden. Da gibt die neue Stadt – gleichgültig, wie viele Exulanten sie dann tatsächlich beherbergt hat – Anlaß zum Lob von ganz Württemberg. Sie vertritt nun das Herzogtum mit seinen „ansehnlichen Universitäten und Consistoriis; als gleichsam einer rechten geistlichen Schatzkammer, mit treuen Seelsorgern und Lehrern unserer



Stadtkirche in Freudenstadt. Inneres vor dem Brand

christlichen, reinen und selig machenden Religion“ hat es schon bisher Österreich mit Predigern versehen und ist so selber die Ursache, daß nun die Gläubigen „aus unzweifelhafter göttlicher Eingebung keinen anderen Ort dann Ihr Fürstlich Gnaden hochloblich Herzogtum wissen, das die reine evangelische Lehr ... so lang die Welt steht, wider des leidigen teufels wüten und toben wehren wird“. Die „Betrübten und Verfolgten“, die des Herzogs „gegen alle Österreichischen jederzeit gnedigst gehabte Affektion“ so rühmen, sind dreizehn Flüchtlinge aus dem Lande ob der Enns, vier Adlige, dann selbstbewußte „Ratsbürger“ und am Ende noch ein halbes Dutzend „Paursleut“. Der Herzog hatte Anlaß, seine Freudenstädter immer wieder einmal zu erinnern, daß um solcher Leute willen ihre Stadt gegründet sei.

Und doch hatten sie Konkurrenten: die Bergleute aus dem Christophstal. Sie waren der Stadt mehrfach verbunden. Sollten sie doch zur Sesshaftigkeit ermuntert werden und das Bürgerrecht leichter bekommen, der sozialen Versorgung sollten sich Stadt und Staat zusammen mit der „Zunft der Laboranten“ annehmen. Dann war die Markung gemeinsam. So weit die

Knappschaft Vieh hielt, trieb sie es zur guten Jahreszeit auf genau vorgeschriebenem Weg aus dem Christophstal auf die Freudenstädter Höhen. Gab es da schon Streit, so erst recht, wenn die Bergleute in die Stadt kamen. Der Schichtmeister erklärt einmal, er habe sie von den Wirtshäusern abhalten und an gesonderter Stätte mit Wein versorgen wollen, „weil anfangs die Bürgerschaft daselbst sich mit ihnen nit wol stellen können und vielmals geschrien: man soll die Knappschaft totschiessen.“ Der Mann verschwieg freilich, daß der Wein für seine Schützlinge aus seinen eigenen Stuttgarter Weinbergen floß und so seinen sicheren und preiswerten Absatz fand. Auch sonst wurden die „gemeinen und unbekannten Gesellen“ Opfer mancher Machenschaften, Berg- und Schichtmeister lenkten den Einkauf der Bergleute auf bestimmte Freudenstädter Geschäfte und machten mit diesen zusammen einen schönen Schnitt. Die Löhnung blieb arg im Rückstand: „mit leerem Bauch und weinenden Augen haben sie oft müssen einfahren“ und statt Gott um Glück und Gedeihen anzurufen, „aus Unmut . . . geflucht und geschworn“, und da die Bergknappen „ein wanderndes Gesindlein, das weit hin



Stadtkirche in Freudenstadt nach der Instandsetzung

und herkommen, wird das Bergwerk dadurch nit wenig verschreit.“ Weit hin und her! Genannt werden Bergleute aus Meissen, mit ihnen spann sich gelegentlicher Tuchhandel an, Beamte und Bürger hatten den Gewinn. Kein Wunder, daß die „Bergleute . . kein Ruh gehabt, bis ihnen etlichen mußte geholfen werden“. Mit dem Bergwerk selber ging es ewig auf und ab, bald verzagte man wegen des schlechten Ertrages, dann lockten neue Kupfer- und Silbervorkommen zum Weiterbau, der dann doch in kurzem wieder versiegte. Es ist interessant, welche Vorschläge laut wurden: kein Wort fällt, das von kommerziellem Denken, von weitsichtiger und sachlicher Wirtschaftlichkeit zeugt. Pate steht allein die Tüchtigkeit des alten Territorialstaates. „Zudem ist es einem Fürsten eine große Herrlichkeit, eigene Bergwerk in seinem Lande zu bauen“ . . und: „man soll an Gottes Segen, der sich noch wunderbarerlicher Weis bezeigen kann, so leichtlich nit verzagen“ . . . „Insonderheit“ – das gilt nun dem Messinghandel – „weil der Allmächtige jetzt einmal gut Kupfer beschert, daß sollicher Draht daraus gezogen wird, daß es in Wahrheit ein Lust und Freud ist.“ Dieser Handel aber ist in Händen eines Mannes

von „gutem adelichem Geschlecht . . von fraidigem, heroischem Gemüt“, der es wert war, zum Hauptmann befördert zu werden. –

Noch ein anderer Wirtschaftszweig öffnet den Blick ins Weite und offenbart neue Berührungsflächen mit den Nachbardörfern: der Harz- und Holzhandel! Bisher war Straßburg Markt und Umschlagplatz. Der Schwarzwälder Bauer schlug sich dort mit dem konkurrierenden Schweizer Angebot herum. Jetzt sollte der Freudenstädter Markt eingeschaltet werden. Die Bauern aber hatten keine Lust, ihre alten Straßburger Verbindungen abubrechen. So brachten sie ihr Harz scheinbar auf den Freudenstädter Markt, zahlten dort eine fällige Gebühr und schafften es dann weiter nach Straßburg, wo ihnen die Ausgabe vergütet wurde. Diese „heimlichen, dem Markt praeiudicierlichen Contracte“ sollen nun abgeschafft, die Käufer auf den Freudenstädter Markt gelenkt werden, der so zeitig stattfinden sollte, daß der Käufer noch zurechtkam, um das Harz dann weiter rheinab nach Holland zu führen, was meist zu Johannis von Straßburg aus geschah. Für nicht abgesetzte Bestände verbürgten sich reiche Bauern (keine Bürger!) als „Verleger“.

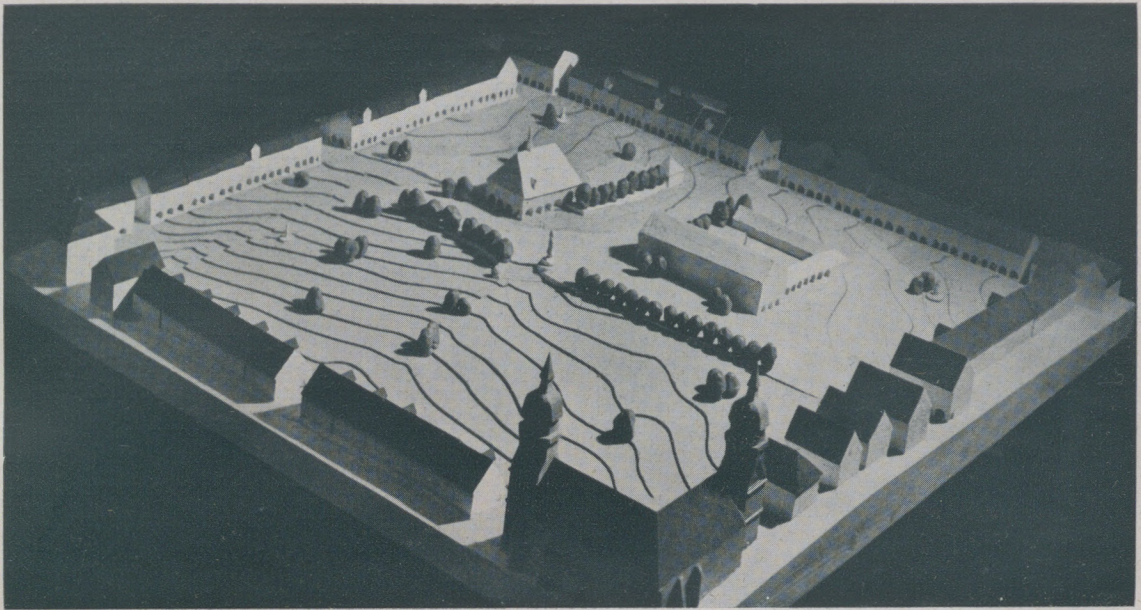


Freudenstadt

Stich nach Merian

Der Eindruck unsteter, aber abwechslungsreicher Spannung zwischen nah und fern, der Eindruck des Rastlosen und Halffertigen wird noch gesteigert durch das Projekt der „Fortifikation“. Daß ihre Stadt „aller Orten offen und ohnbeschlossen“ klagt die Bürgerschaft noch 1608. Sie bedauert freilich in erster Linie den „Abgang vom Zoll an Jahr- und Wochenmärkten“, aber auch vor einem „unvorhergesehenen Anlauf“ möchte sie „beschlüssig“ werden. Aus dem Graben „in ziemlicher Tiefe und Weite“, der zunächst mit herzoglicher Unterstützung ausgeworfen wird, erwächst dann im Zeitalter Ludwigs XIV. die leidige Festung. Von Sachverständigen nach Anlage und Ausichten vernichtend beurteilt, wird sie doch bis zu einem bestimmten Grad geführt. Hören wir uns die Generalbauinspektoren (d’Avila 1662) und Militärs (Andreas Kieser 1674) an, so fehlte es so ziemlich an allem: an Leuten, an Baumaterial in der Nähe, an der Gunst der Lage: die höheren umgebenden Berge waren eine ständige Gefahr – ja selbst an der strategischen Berechtigung. Man bestritt die Wichtigkeit des Kniebispasses. Zudem genügte zu seinem Schutz eine einzelne Zitadelle. Alles in allem aber: „ist solche Stadt, wie der alte Grundriß es aufweist, vor diesem zu keiner vestung angeleget, sondern nur zu einer gewerb- und feinen Wohnstatt gewidmet worden“. Und diese feine Wohnstadt – mochten die Bürger

über die teure Festung, über das Pflastergeld, über die ursprüngliche, kostspielige Weitläufigkeit des Schickhardtschen Planes noch so zeteren – stand schließlich doch da und fand ihre Bewunderer. War der Marktplatz auch zunächst „gar zu onbequem und zu groß“, so daß noch Raum blieb für eine doppelte oder einfache Reihe von Hofstätten, so war er doch umstanden von „zierlichen Gebäuen“ – wenn auch nicht von dem dereinst geplanten Schloß: und die Krone des Ganzen, in der das Lob der Stadt ausklingen konnte – ein echt altwürttembergisches, handwerkstolzes, protestantisches, fürstentreues Lob – war die Kirche. Sie stand am Markt „gegen dem Kürnberg sambt den 2 Thüren mit großem Uncosten herrlich auch uff das allerschönste geziert und uff einen lebendigen Felsen gegründet“ .. mit ihren vier Türen .. „ob welchen jeder ein schöne biblische Histori in Stein gehauen ..“ mit der Kanzel, dem „ausbündigen, schönen Predigtstuhl“, der Orgel, die „gleichsamb schwebend hanget“, ein „miraculum naturae“, da von einem blinden Handwerker geschaffen. Vor allem aber ist das „sonder und ohne einzige Säulen erbaute wunderbare und kunstreiche Gewölb mit vielen schönen Wappen gleichsam als der Himmel mit seinen Sternen gezieret, in der Mitten stehet das hoch fürstliche Württembergische Wappen, schöner und größer als alle anderen Wappen ...“



Marktplatz in Freudenstadt. Modell des Wiederaufbaus

Vom Wiederaufbau in Freudenstadt

Für jeden Freund der schwäbischen Heimat ist Freudenstadt ein Begriff – nicht nur die Kurstadt auf der Höhe am Schwarzwaldrand, die Pforte zu dem großen Waldbereich mit der strengen Monumentalität seiner mächtigen Tannen, sondern auch die Stadt selbst als Bauwerk mit ihrem großen, allzugroßen *giebelumstandenen Marktplatz*, ihren Arkaden und ihrer originellen Winkelkirche.

Eine gegründete Stadt, nach dem Willen des Herzogs vor dreihundertfünfzig Jahren erbaut vom Architekten der Renaissance, der das neue Ideal der regelmäßig geometrischen Stadt auch diesem unebenen Gelände aufzwingen wollte.

Aber trotz des hohen Bauherrn, trotz des *einen* Architekten, ist es keine unpersönliche Stadt geworden. Sie war nicht nur Staffage für das Schloß, wie die Barockzeit ihre Städte zu gestalten versuchte, sondern eine *Bürgerstadt* mit vielen *Einzelgiebeln*, schlichten, niedrigen Bauwerken, die mit ihren lebendigen Giebelgesichtern fast schüchtern den riesigen Platz umstanden. Kein Wunder, daß die Freunde dieses alten Freudenstadt nur ungern die Giebelarchitektur aufgegeben sahen, die so bezeichnend für unsere schwäbischen Städte ist.

Aber schwerwiegende Gründe sprachen gegen die Giebelbauweise. Sie hat zur Grundlage das frei-

stehende, nach der Tiefe gestellte Haus. Nur wenn das Giebelhaus einen – wenn auch noch so schmalen – Abstand vom Nachbarn hat, läßt sich der Giebel mit seinen Gesimsen, der Entwässerung seiner Traufen ohne Kompromiß lösen. Die schmalen Winkel zwischen den Häusern aber bedeuten Raum- und Wärmeverlust, Unratsammelstellen, bei großem Schneefall Gefahr für die Bewohner. Die tiefen Grundrisse ergeben dunkle Wohnungen und enge Straßen.

Lange ging der Streit der Meinungen hin und her. Zehn Fachleute und elf verschiedene Urteile, klagt *Stadtbaurat Schweizer*. „Was soll der Laie dazu sagen, und wie soll er erkennen, was richtig und falsch ist, wenn sich anerkannte Baufachleute in aller Öffentlichkeit befehlen? Er wird die Geduld verlieren.“

So haben auch die Freudenstädter und ihre gewählten Vertreter nach jahrelangen Erörterungen die Geduld verloren und dem Plan von Stadtbaurat Schweizer zugestimmt, der den Platz mit *Traufhäusern* zu bebauen vorsah.

Und das Ergebnis hat ihm recht gegeben. Nicht weil sein Dogma das einzig Richtige, das einzig Mögliche war, sondern weil er dafür sorgte, daß sein Baugedanke „gut“ zur Durchführung kam. „Man kann’s immer auch umgekehrt machen, wenn’s nur gut ist“, pflegte Bonatz seinen Studenten zu sagen.



Das wiederaufgebaute Freudenstadt

Aufn.: Fernsner

Auf das „Wie“ kommt es an, nicht auf das Dogma. Über das „Wie“, die Güte der Gesamtleistung aber muß sich jeder freuen, der die Schwierigkeiten kennt, die solcher Durchführung eines Baugedankens mit vielen eigenwilligen Bauherren im Wege stehen. Wohl mag dieser oder jener Kritiker sagen, daß diese oder jene Einzelheit nicht nach seinem Geschmack ist – dem einen sind die Arkaden zu romantisch, dem anderen die Läden zu modern – das alles hat kein Gewicht gegenüber der Tatsache, daß hier in kurzer Zeit trotz des wilden Dogmenstreits im Bauen der Gegenwart eine gute, geschlossene und doch lebendige Gesamtlösung erreicht worden ist, um die sich so viele große und kleine Städte vergeblich bemühen.

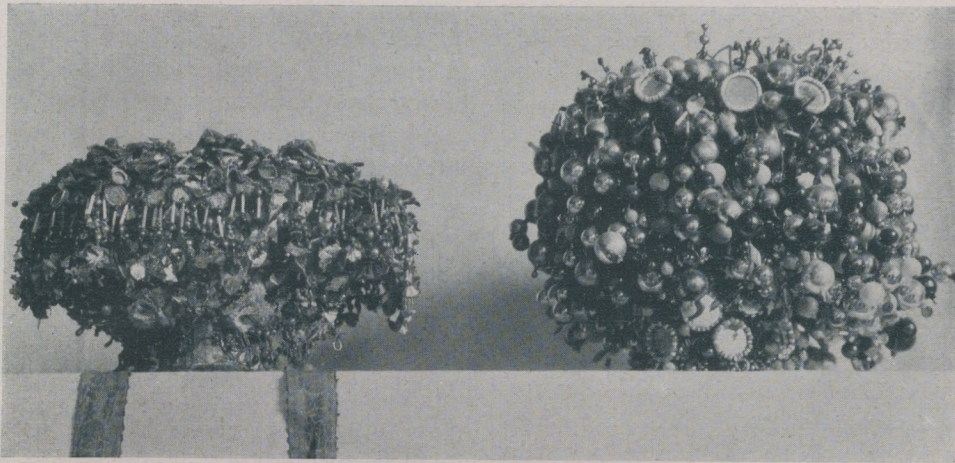
Die Gesamtwirkung ist größer, ruhiger, geschlossener geworden, sie wird dem großen Platz eher gerecht als die Reihung der kleinen Giebel. Dabei sorgen die Höhenunterschiede im Gelände, die Abtreppung der Traufen und Firste, die sich aus den Geländegefällen ergeben, dafür, daß das Ganze lebendig, daß der Eindruck der „Bürgerstadt“ erhalten blieb. Wohl ist die neue Bürgerstadt nicht mehr die von einst, die überlieferte Form ist aufgegeben, aber es ist noch die alte Atmosphäre. Und dies ist sehr wichtig, wenn Bauherr und Architekt, Stadtgemeinde und Stadtbauamt, zu einer erspriesslichen Zusammenarbeit kommen wollen. Denn nicht einer von diesen kann für sich allein Schöpfer des Neuen sein. Nur ihre *Gemeinschaftsarbeit* kann zu einem befriedigenden Ergebnis führen.

Ein Wort noch zur *Stadtkirche*, die von Baurat Paul Heim in Zusammenarbeit mit Baurat Köber vom Bezirksbauamt Calw instand gesetzt worden ist.

Vom alten Bestand des Äußeren war genügend übrig, um beim Überlieferten zu bleiben. Die Kirche steht in einer Ecke des Marktplatzes. Aus dieser Lage ist die eigenartige, auf die diagonal stehende Kanzel zu orientierte Winkelform entwickelt. Die lebendige Erneuerung des Innenraums mußte aus begreiflichen Gründen auf den reichen Schmuck der Renaissance verzichten. Sie hat dafür aber durch stärkeres Zusammenrücken von Gestühl, Altar und Kanzel an *Konzentration* gewonnen. Die Empore wurde um ein-einhalb Meter tiefer, das Gewölbe um einen halben Meter höher gelegt, und so erreicht, daß der ganze Raum freier wirkt, daß die Empore nicht mehr gegen das Gewölbe, das Gewölbe nicht mehr auf die Fenster drückt.

So kann die Stadt Freudenstadt zu dem, was sie in kurzer Zeit an Wiederaufbau erreicht hat, herzlich beglückwünscht werden.

R. L.



Brutkronen aus dem Schwarzwald („Schappel“)

Von alter bauerlicher Tracht

Wie man sich im Bezirk Freudenstadt einst kleidete

VON ALBERT HISS

Gediegen wie alle Volksüberlieferung war in Form und Gestaltung auch die Tracht unserer bauerlichen Bevölkerung. Durch den Einfluß der modernen Bekleidungsindustrie, durch das engere Zusammenleben zwischen Städter und Bauer ist die Tracht heute so gut wie ganz verschwunden oder wird höchstens bei Trachtenumzügen, Volksfesten oder für die Fremden durch Vermittlung der Trachten- und Kurvereine noch gezeigt. Da ist es erfreulich, daß aus heimatliebenden Kreisen doch da und dort in unseren Tagen wieder eine Belebung und Erweckung der Tracht stattgefunden hat, nicht der Tracht als etwas Musealem oder Überlebtem, sondern als einer Kleidung, die auch heute noch und wieder wirklich getragen wird zur Freude und zum Stolz ihrer Träger selbst. Auch die Schwarzwälder Volkstracht kommt wieder neu zu Ehren, und erst vor einiger Zeit konnte die Arbeitsgemeinschaft „Schwarzwälder Volksleben“ eine Reihe verdienter Trachtennäherinnen aus dem Schwarzwald und dem Kaiserstuhlgebiet besonders ehren.

Die Tracht des Bezirks Freudenstadt ist vorwiegend die aus dem Reinerzauer Tal. Dort trugen die Frauen eine mit breitem Kinnband versehene Ohrenhaube, die früher einen Teil des Gesichts verdeckte. In den am Hinterkopf zusammengefaßten Haaren, die in zwei Zöpfen über den Rücken hingen, wurden bei Festlichkeiten blauseidene, weit herabgehende Haarbänder befestigt. Über dem „Wiflingsrock“ aus ungefüttertem schwarzglänzendem Stoff wurde ein

dunkles, geblühtes Samtmieder mit Bäustchen und ein Samtgoller getragen, die beide mit blau- oder schwarzseidenen Bändern eingesäumt waren. Darüber wurde ein schoßloser, kurzer Kittel aus dunklem Tuch mit blauem oder grünem Futter und Ärmelaufschlag gezogen. Vervollständigt wurde diese Frauentracht durch eine große, dunkle Schürze, weiße Strümpfe und flache Schuhe. Auf dem Kopf wurde ein flacher, gelber Strohhut mit schwarzen Strohhrossetten getragen.

Die Männertracht bestand aus einem langen, dunkelblauen Rock mit hochgestelltem, durch Haften geschlossenen Kragen. Verziert war dieser Rock mit zwei Reihen eng übereinanderstehender Stahlknöpfe. Dazu gehörten eine blaue, hochgeschlossene Tuchweste, das „Leible“, schwarze Lederhosen und Waden- oder Pechstiefel beziehungsweise Bundschuhe. Die Strümpfe waren weiß, blau oder schwarz. Um den hohen Hemdkragen wurde ein schwarzes Halstuch geschlungen.

Einige Besonderheiten zeigt die Tracht im oberen Kinzigtal bis hinauf nach Loßburg. Dort tragen die Frauen eine gold- oder silbergestickte kleinere Bandhaube, im vorderen Lehengericht die vornehme, kleine Schwabenhaube. Die Bauern kleideten sich dort mit einem blauen Langrock mit grüner Ausfütterung ähnlich dem im Reinerzauer Tal. Die Jungbauern trugen ein kurzes Wams mit grünen Aufschlägen und grün ausgenähten Knopflöchern. Beson-

ders festlich war die Hochzeitstracht, mit der die Braut „aufgeschmückt“ wurde. Da entfalteten die dörflichen Trachtenmacherinnen ihre ganze Kunst, vom seidenen, fransenbehängten Umschlagtuch in leuchtenden Farben, von der seidenen Schillerschürze und der dunkelseidenen Hochzeitsjacke bis zum kunstvoll mit alten Stickereimotiven geschmückten, ebenfalls seidenen Rock und zu den weißen Strümpfen. Als Kopfschmuck diente der „Schäpel“, der mit Röllchen behängte Rollen- oder Flitterkranz oder der Bogenkranz aus bogenförmig gestellten Kunstblumen. Der Bräutigam trug an der Festtagstracht und am Hut ein künstliches Hochzeitssträußlein. Aber auch die Kinder hatten an diesen Trachten ihren Anteil. So trugen die Buben vielfach eine Zipfelkappe oder an Sonntagen eine runde, mit Troddel und Verzierungen versehene Mütze ohne Schild. Die Mädchen hatten ein Häubchen auf oder banden sich ein Kopftuch um. Bei Taufen war es einst mancherorts üblich, daß die Patin einen kleinen Kranz im Haar trug. Bei der Hochzeit schmückte die Gespielinnen der Braut ein mit goldenen und silbernen Zieraten zusammengesetztes kronenartiges „Schappel“.

Erhalten haben sich manche mundartlichen Bezeichnungen für einzelne Teile der Tracht. So hieß das Mieder „Sammetleible“, seine Bänder waren die „Leiblesbändel“, der Kittel wurde „Läppleskittel“ oder „Schlößleskittel“ genannt. Das „Häs“ wurde

durch gekräuselte „Hemmedstricha“ (Halskragen) abgeschlossen. Für eine schöne Haube mußte die „Hauwenaihere“ sorgen, zum vollständigen Schmuck gehörten goldene „Aurareng“ (Ohringe). Der Tuchrock der Männer hieß „Kamisol“, die dreispitzartige Kopfbedeckung war der „Nebelspalter“. Die Tuchweste wurde auch als „Brusttuch“ bezeichnet.

So hat sich in der Sprache und, wenigstens in manchen Gegenden noch, in Teilen der Frauenkleidung die alte Volkstracht bis in unsere Tage halten können. Die älteren Frauen legen sie an besonderen Festtagen oder wenn sie in die „Stadt“ gehen, noch gelegentlich an oder bewahren sie im Kasten auf.

Abschließend möge gerade hier für unser Kreisgebiet erwähnt werden, daß anlässlich der „Festlichen Wiederaufbauwoche“ im Juni 1951 in Freudenstadt eine neue, auf alten Vorbildern fußende „Freudenstädter Tracht“ geschaffen wurde. Sie ist in ihrer Zusammensetzung schlicht und dem Volkstracht-Charakter angepaßt und wird auch den Sommer über von einigen Frauen und Mädchen der Stadt, vor allem bei Empfängen von Gästen und so weiter, getragen. Wieweit allerdings der Versuch von der Stadt, vom Städter aus, eine doch vorwiegend und am längsten auf dem Lande getragene und wirklich lebendige Tracht wieder erstehen zu lassen, zum Erfolg führt, läßt sich bis jetzt noch nicht beurteilen.



Schwarzwälder Trachten. Nach einer Zeichnung von Th. Lauxmann

Über die Kurstadt Freudenstadt

VON KARL WEIDENBACH

Freudenstadt gehört zu den jüngsten Städten des schwäbischen Landes. Mit ihren 350 Jahren kann sie nicht konkurrieren mit den vielen anderen Städten gleicher Größe, die auf eine alte, ehrwürdige Tradition zurückblicken und sie kann nicht einmal von sich sagen, daß sie sich in den ersten drei Jahrhunderten seit ihrer Gründung durch irgendwelche Besonderheiten ausgezeichnet hätte, es sei denn, man rechnete dazu die schachbrettartige Anlage der Stadt um den weiten Marktplatz und ihre übers Eck gestellte Kirche. Noch vor 100 Jahren waren selbst kleine Städtchen wie Horb, Oberndorf, Alpirsbach, Altensteig bekannter als das „Dorf hinter dem Wald“ auf der Höhe zwischen Murg und Kinzig, in das versetzt zu werden für die Beamten eine Strafe bedeutete. Da strahlte, während von Freudenstadt über die engere Heimat hinaus kaum der Name bekannt war, noch der Glanz des benachbarten Bades *Rippoldsau*, das im 19. Jahrhundert zu den bekanntesten Bädern Deutschlands gehörte und in dessen Beschreibung von 1830 so nebenbei auch bemerkt wird, in der Nähe, 16 Kilometer entfernt über dem Berge liege eine kleine Stadt, die Freudenstadt heiße. Der illustren Gesellschaft aus aller Herren Länder, die alljährlich zu Bad und prunkvollen Festen in Rippoldsau zusammenkam, war das Klima auf der Höhe zu rau oder besser gesagt, man hatte die Luftkur noch nicht entdeckt. Denn das ist es, was den Namen des kleinen Schwarzwaldstädtchens erst bekannt, ja man darf wohl sagen weltbekannt gemacht hat.

Im Jahre 1879 ist in der Fremdenliste eines Gasthauses am Markt der erste Kurgast verzeichnet, der von der Bevölkerung mit leichtem Spott betrachtet wurde, weil er zu keinem anderen Zweck hierhergekommen zu sein behauptete als dem, in der guten Luft der Wälder sich zu erholen. Und dann hat es immerhin noch einmal ein paar Jahrzehnte gedauert, bis man sich einig darüber wurde, daß die „Luftschnapper“ eigentlich doch gar keine so verrückten Menschen seien, wie es zuerst aussah.

Hier also beginnt die neue Entwicklung der Stadt, die – einst als Zufluchtsstätte wegen ihres Glaubens vertriebener Salzburger Protestanten gegründet, den Namen Freudenstadt erhielt – nun als heilklimatischer Höhenkurort berufen war, die Verheißung ihres Namens als Stadt der Freude aufs neue zu erfüllen. Gerade ein halbes Jahrhundert währte diese Entwicklung, in der aus der Einöde die Kurstadt emporwuchs durch die Initiative weitsichtiger Männer wie des Stadtschultheißen Hartmann, von dem der Bundespräsident als einem Pionier des Fremdenverkehrs sprach, habe er doch zu einer Zeit, da noch kein Mensch an die Luftkur dachte, entdeckt, welches Kapital die ozonreiche Schwarzwälder Luft darstelle. Das allein freilich hätte nicht genügt. Freudenstadts Aufstieg zu einem der am meisten besuchten

Kurorte Deutschlands wurde begünstigt durch seine einzigartige Lage inmitten ausgedehnter Wälder, die in einem halben Jahrhundert durch den bekannten Forstmeister Grammel zu einem einzigartigen Naturpark gestaltet wurden; und er wurde gefördert durch eine weithin anerkannte Hotellerie und eine kurfreundliche Stadtverwaltung, die die notwendigen Kureinrichtungen schuf. In der Blütezeit der Stadt, zwischen den beiden Weltkriegen, besuchten bis zu 65 000 Kurgäste jährlich die „sonnige Höhenstadt“, die ihren Namen durchaus mit Recht trägt, denn sie hat von allen deutschen Städten die höchste Zahl an Sonnentagen, eine Tatsache, die im Zusammenhang mit der ihres Reizklimas ihren Charakter als heilklimatischer Höhenluftkurort entscheidend mitbestimmt.

Dazu hat sie den meisten Kurorten unserer Heimat gegenüber voraus, daß sie nicht nur Sommerkurort, sondern ebenso Winterkurort und Wintersportplatz ist. Besonders groß war auch der Besuch aus dem Ausland, vor allem aus Amerika, stand die Stadt vor dem Kriege doch, was den Ausländerbesuch anbetrifft, an fünfter Stelle aller deutschen Kurorte und Bäder.

Die Zerstörung im Frühjahr 1945, wenige Tage vor dem Ende des Krieges, hat auch die Grundlagen der Stadt als Mittelpunkt des Fremdenverkehrs und der Kur im nördlichen Schwarzwald vernichtet und niemand, der sie noch vor drei Jahren besuchte und den Trümmerhaufen um den weiten Markt sah, hätte wohl zu hoffen gewagt, daß sie schon wenige Jahre darnach sich wieder auf dem Wege befinden würde, ihre frühere Stellung einzunehmen. Man hat vom Wiederaufbau der kleinen Stadt als von einem Wunder gesprochen. Die Freudenstädter selbst sehen das, was in drei Jahren geleistet wurde, nüchterner an. Der Aufbau war eine harte Notwendigkeit. Von ihm hängt einfach die Existenz der Stadt ab. Es ist daher nur folgerichtig, wenn dieser Wiederaufbau in erster Linie auch unter dem Gesichtspunkt des Fremdenverkehrs und der Kur erfolgt. Denn sie bilden bei der Lage und wirtschaftlichen Struktur der Stadt und ihrer Umgebung die eigentliche Lebensgrundlage. Gelänge es nicht, die Stadt als Kurstadt wieder auf die Höhe zu führen, so hätte sie keine Zukunft.

Daher konzentriert sich nun, nachdem der Wiederaufbau der Innenstadt, des eigentlichen Geschäftszentrums, mit seinen modernen Geschäfts- und Wohnhäusern um den Markt seiner Vollendung entgegengieht, die Bemühungen auf den Wiederaufbau der Kur und ihrer Einrichtungen, die bisher nicht zuletzt unter der Zweckentfremdung eines großen Teils der Fremdenverkehrsbetriebe zu leiden hatte.

Die bescheidenen Anfänge, die in den letzten beiden Jahren mit der Wiederaufnahme des Kurbetriebes ge-



Das geplante neue Kurhaus in Freudenstadt. Entwurf von Stadtbaurat Schweizer

macht werden konnten, sind vielversprechend und ermutigend, besuchten doch schon im Jahr 1950 bereits wieder rund 35 000 Gäste mit rund 160 000 Übernachtungen, also etwa die Hälfte wie vor dem Kriege, die sonnige Höhenstadt, wobei der erfreulich hohe Anteil des Ausländerbesuches ein schöner Beweis dafür ist, daß die einst über die Grenzen hinaus bekannte Stadt ihre Anziehungskraft nicht verloren hat. Freilich, was bisher auf dem Gebiet der Kur und des Fremdenverkehrs geleistet werden konnte, ist nur ein Anfang. Die Verwirklichung der großen Pläne, die in diesem Jahr in Angriff genommen werden, wird Jahre dauern. Aber wenn sie verwirklicht sein werden, dann wird Freudenstadt zu den modernsten Kurorten der Bundesrepublik gehören, weil ihm der Wiederaufbau die Möglichkeit zu vollständiger Neugestaltung auch auf diesem Gebiet bot.

An erster Stelle steht als zentrale Aufgabe der Bau eines neuen Kurhauses, mit dem am 1. März begonnen wird und das bereits zur Saison 1953 eingeweiht werden soll. Die Durchführung des 1,6-Millionen-Projektes wird keineswegs nur für Freudenstadt selbst, sondern für das ganze Fremdenverkehrsgebiet des Nordschwarzwaldes von Bedeutung sein. Das neue Kurhaus wird sich von den Kurhäusern anderer Kurorte grundlegend dadurch unterscheiden, daß es in Form eines großen Klubhauses, das gleichzeitig Theater und Kino enthält, gebaut wird. Es gibt der Kur in Freudenstadt selbst den eigentlichen Mittelpunkt, der um so notwendiger ist, als die in den Hotels vorhandenen Räume für die große Zahl der Kurgäste nicht ausreichen. Ein dringliches Projekt nach dem Kurhaus ist das eines Schwimmbades, das ebenfalls eine Neuheit darstellen wird, als es nicht in der üblichen Form eines recht-

eckigen Schwimmbeckens gebaut, sondern unregelmäßig in mehreren Becken harmonisch in die Landschaft eingefügt werden soll. Von größter Bedeutung aber ist der Ausbau der Kur unter dem Gesichtspunkt der Auswertung der natürlichen Heilfaktoren, besonders des Heilklimas der Höhenlage der Stadt. Mit der „Freudenstädter Kur“, einer Bewegungstherapie in Form gymnastischer Übungen, die unter ärztlicher Leitung durchgeführt werden, ist bereits in diesem Sommer ein vielversprechender Anfang gemacht worden. Die hierzu notwendigen Einrichtungen, wie ein Saunabad, ein Luftpark, Liegehallen und nicht zuletzt Sportanlagen sollen in den nächsten Jahren geschaffen werden. Eine bioklimatische Station, die in Zusammenarbeit mit der staatlichen Wetterwarte geschaffen wurde, ist dabei, die wissenschaftlichen Grundlagen für eine spezifische Freudenstädter Kur mit zu erarbeiten.

Der Weg zu dem gesetzten Ziel ist sicher noch weit und beschwerlich; und große Schwierigkeiten, vor allem finanzieller Art, müssen noch überwunden werden. Sie werden aber, falls nicht die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung einen Strich durch die Rechnung macht, nicht größer sein, als die, die sich dem bisherigen Wiederaufbau in den Weg stellten, bei dem eine mutige, ideenreiche Stadtverwaltung ein hervorragendes Beispiel dafür gab, was selbst eine kleine Stadt durch Initiative, Tatkraft und Gemeinsinn erreichen kann. Wenn die so schwer getroffene kleine „Stadt hinter dem Wald“ heute zuversichtlich in die Zukunft blickt, so ist es der Erfolg der Aufbauarbeit in den vergangenen Jahren, der ihrer Verwaltung und ihrer Bevölkerung die Gewißheit gibt, daß die aus Trümmern neu erstandene Kurstadt bald wieder ihre frühere, führende Stellung im Fremdenverkehrs- und Kurbereich des Nordschwarzwaldes einnehmen wird.

Über den Wahrheitsgehalt der Oberwälder Glockensagen

Selten einmal wird der Sagenforscher der Versuchung entgehen, die ihm bekanntgewordenen Sagen auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Er müßte zu diesem Zweck alle unhistorischen Züge einer Sage streichen; diese sind ihr im Laufe langjähriger mündlicher Überlieferung angehängt worden und verdecken mehr oder weniger das einst tatsächlich Geschehene. Finden sich in der Sage Orts- oder Personenangaben – gerade sie charakterisieren ja eine Sage – welche sich den historischen Ereignissen eingliedern lassen, so wird eine Untersuchung von Erfolg sein; handelt es sich aber um Sagen, die allzu viele mythische Züge aufgenommen haben, so lohnt sich die Arbeit kaum.

Das reichgegliederte Gebiet unserer Glockensagen umfaßt beiderlei Sageninhalte: Einerseits wird von wunder-tätigen, fliegenden und redenden Glocken erzählt, andererseits finden sich Sagen, deren konkreter Hergang deutlich unter den Ausschmückungen hervortritt. Zur letzteren Art gehören sieben Glockensagen der Orte Simmersfeld, Aichhalden, Garrweiler, Neuweiler, Ebhausen, Rotfelden und Walddorf. Sie sind das Ergebnis einer Umfrage in zweiundzwanzig Orten des zwischen Nagold und Kleinzimmern gelegenen Oberen Waldes, der siedlungsgeschichtlich durch seine Walldorfendörfer bekannt geworden ist. Neben ihrer fast nüchternen Berichterstattung zeichnen sich diese Sagen dadurch aus, daß sie alle anklagend in einer bestimmten Richtung auf ein bestimmtes Dorf hinweisen. Diese *Sagenrichtung* war der Anlaß genauer Untersuchungen. Es fanden sich folgende Sagen:

1. Gruppe: Simmersfeld, Garrweiler, Aichhalden, Neuweiler.

In einer früheren Kriegszeit (vor dem Dreißigjährigen Krieg) mußten die Simmersfelder ihre alte Glocke wegbringen, damit sie nicht von den fremden Soldaten gestohlen würde, was anderswo vorgekommen sei. Sie wurde im *Oberweiler Hardt* (*Zipfelloch*) vergraben. Als man sie nach vielen Jahren wieder ausgraben wollte, fand man sie nicht mehr. Nun kamen Wildschweine dahinter, wühlten den Boden auf, und die Glocke wurde von den Bewohnern des Kirchspiels Zwerenberg entdeckt, die sie dorthin schafften. Als die Glocke auf dem Zwerenberger Kirch-turm zum erstenmal läutete, gab sie einen solch jämmerlichen Ton von sich, daß es den Hörern unheimlich wurde. Man hörte:

Bim, Bam,
Simmersfelder Glockenklang!
z'Simmersfeld will i hang
mei Lebe lang!

Daraufhin wurde die Glocke an ihren rechtmäßigen Ort gebracht, wo sie bis heute hängt. (Pfarrer A. Klein, Simmersfeld, 1950).

In Simmersfeld ist eine Glocke auf bis jetzt unaufgeklärte

Weise verschwunden. Da nach langer Zeit wurde bei Altensteig-Dorf im Wald von Schweinen eine Glocke herausgewühlt. Dieselbe wurde dann auf dem Kirchturm in Altensteig-Dorf aufgehängt. Aber rührend war es mit anzuhören, wie sich die Glocke nach ihrer Heimat sehnte. Täglich rief sie: „Bim, bam – kling, klang – in Simmersfeld, da will ich hangen!“ (Lehrer Renz, Garrweiler, 1900).

Im sogenannten *Hardt bei Oberweiler* wühlte ein Schwein eine Glocke zutage. Als sie in Bewegung gesetzt wurde, habe sie immer getan:

„Susanna, Glockastange, z'Simmersfeld muß i hange!“
Und so kam die Glocke nach Simmersfeld, wo sie noch hängt. (Lehrer Hetzer, Aichhalden, 1903).

Einmal kamen in Kriegszeiten fremde Soldaten nach Neuweiler. Sie nahmen die Glocke von unserem Kirchturm fort. Als diese ihnen zu schwer wurde, haben sie sie im *Zipfelwald* bei Aichhalden beim Kirchweg vergraben. Schweine haben dann die Glocke ausgewühlt und die Simmersfelder haben sie in ihrem Kirchturm aufgehängt. Da hängt sie heute noch. Ihr Geläute klagt:

„Bim, bam, Glockenstamm
z'Neuweiler muß i hang'
mei Leba lang!“

(Lehrer Pabst, nach Jakob Günther, Neuweiler, 1950).

2. Gruppe: Ebhausen, Rotfelden.

Die Erinnerung an die böse Franzosenzeit ist heute noch wach unter den Ebhausern. Da wurde mir zum Beispiel erzählt, daß die Franzosen eine Glocke vom Kirchturm genommen hätten. Sie sei ihnen aber zu schwer geworden, und weil sie die Glocke nicht wieder zurückschleppen wollten, so hätten sie sie in der Nähe von Effringen auf dem Felde eingegraben. Da hätten sie dann die Effringer gefunden und, statt sie den Ebhausern zurückzugeben, in ihrem eigenen Kirchturm aufgehängt, wo sie heute noch ihren Dienst tun soll. Alte Leute kennen noch ein Sprüchlein über diesen doppelten Glockenraub:

„Z'Ebhause bin i ghang,
Z'Effringe muß i gau,
D'Franzose hen mi gfange –
Baum – baum!“

(Dr. Schmidt, Ebhausen, 1928).

In Rotfelden wird erzählt, feindliche Horden haben die dortige Glocke im Dreißigjährigen Krieg vom Turm genommen und weggeführt. Am jenseitigen Hang der Schwarzenbachsteige wurde sie den Räubern zu schwer. Sie luden die Glocke ab und versteckten sie im Wald, wo sie von Effringer Bürgern gefunden und kurzerhand im dortigen Kirchturm aufgehängt wurde. Eines Tages bemerkten die Rotfelder, daß ihre Glocke in Effringen läute. Gern oder ungern mußte die Glocke an ihren Eigentümer zurückgegeben werden. – Daß sich die Effringer auf derartige Weise bereichert hatten, wurde ihnen übel vermerkt. Das Spottverschen

Effringer Schnecke
fahret über d'Äcker,
fahret über d'Trommelstoag
ganget net au-gstohla hoam!

ist heute noch ein Schimpf der Rotfelder Jugend, sobald sich ein Effringer dort blicken läßt.

(Nach Lehrer Ungericht, Rotfelden, 1950, auf Grund mündlicher Überlieferung).

3. Einzelsage.

Im Dreißigjährigen Krieg haben die Schweden die Glocke in Walddorf vom Turm genommen und in einer Hecke in der Widumhalde vergraben. Dort geht nun ein Geist und auch Lichter sind da zu sehen. Die Glocke ist aber bis jetzt noch nicht wiedergefunden worden.

(Dr. Schmidt, Ebhausen, nach Hansjörg Kim, Walddorf, 1929).

In allen Fällen berichten unsere Sagen, daß in Kriegzeiten da und dort Dorfglocken geraubt worden waren; das entspricht durchaus einem bis 1874 geübten Kriegerrecht, wonach die Glocken eines eroberten Platzes der siegreichen Artillerie zufielen. Dabei mögen neben dem Gedanken an Kriegsbeute beziehungsweise Gußmaterial für Kanonen, neben der praktischen Absicht, den Besiegten ihr „Alarmgerät“ abzunehmen, auch mythische Gedanken hereingespielt haben: Man wollte Macht über die wundertätigen, zur Einigkeit und zum Widerstand aufrufenden Glocken bekommen; der seiner Glocken beraubte Gegner war auch seelisch geschlagen. – Die mündliche Überlieferung berichtet nun je nach Phantasie der Erzähler verschieden über den Verlust der Glocke: Neben unerklärlich verschwundenen Glocken gibt es geraubte, gestohlene und solche, die geraubt und danach gestohlen wurden. Diese Varianten sind für die Erforschung des Wahrheitsgehaltes unwesentlich. Auch auf die jeweils angehängten Glockenreime, ihre Entstehung und ihren Sinn kann hier nicht näher eingegangen werden; sie treten häufig als Ausschmückung auf und nennen uns den Heimatort der geraubten Glocke. Daß im Hardt (das heißt Weidewald) wühlende Haus- oder Wildschweine eine Glocke finden, klingt durchaus glaubwürdig. Treffen wir das Auswählen der Glocke auch als beliebtes Wandermotiv der Glockensagen überall an, so findet es doch im Schwarzwald durch die natürlichen Verhältnisse seine Bestätigung. Warum wird die vorsorglich vergrabene Glocke nicht wieder aufgefunden? Nun, manchem Leser ist es vielleicht in der Nachkriegszeit mit einem kostbaren, der Erde anvertrauten Gegenstand ebenso gegangen. Warum hängen die Finder die fremde Glocke ohne Bedenken auf ihren Turm? Gab es Glocken ähnlicher Größe und Form, die zu einer – allerdings willkommenen – Verwechslung Anlaß geben konnten? Wollen sich die Finder, selbst ihrer Glocke beraubt, auf diese unrechtmäßige Weise Ersatz schaffen, möglicherweise sogar in den Besitz wunderwirkender Kräfte kommen? Oder ist es so, daß die Geschädigten nur deshalb ihre Nachbarn des Raubs bezichtigen, weil sie sich (später) den Verlust ihrer Glocke nicht mehr erklären konnten? – Auf dem Hamburger Glockenfriedhof, so berichtet die Sage, soll der Abgesandte einer Gemeinde an Stelle der nicht vorhandenen Dorfglocke die des Nachbardorfes gefunden haben und diese kurzerhand

mitgenommen haben! Kein Wunder, wenn der den Effringern angehängte Neckreim auch in Beziehung zur Glockensage gebracht wird!

Auf den ersten Blick mag man die Oberwälder Glockensagen als eine Abart nachbarlicher Schwanksagen betrachten. Ein Einblick in die kirchlichen Verhältnisse des 13. Jahrhunderts läßt uns aber das Verhältnis unserer Sagenorte nicht als nachbarliches, sondern als kirchliches Verhältnis erkennen; ist doch auch die Heimat der Glocke – mit wenigen Ausnahmen wie Rathaus-, Tor- oder Schwörglocke – *der kirchliche Bezirk*. Allein die Tatsache, daß jeder der im oberen Wald gelegenen Ur-Pfarreiorte (Altensteig-Dorf, Walddorf, Ebhausen, Effringen, Rotfelden) sich bis heute die Erinnerung an seine einstige Bedeutung in der Glockensage lebendig erhalten hat, kann als Beweis dieser Annahme gelten. Sie wird dadurch bestätigt, daß der des Glockenraubs bezichtigte Ort (mit Ausnahme von Simmersfeld-Altensteig-Dorf) jeweils im benachbarten, rivalisierenden Kirchenbezirk liegt: Die Simmersfelder, welche zur Urfparrei Altensteig-Dorf gehören, bezichtigen Zwerenberg, die bedeutendste Tochterkirche der größten Urfparrei Ebhausen; die Oberweiler, ebenfalls zu Ebhausen zählend wie die Neuweiler, deuten nach Simmersfeld. Ebhausen und Rotfelden, welche beide Urfparreiorte waren, beschuldigen die Urfparrei Effringen. Daß die Simmersfelder Glocke auch den Bewohnern von Altensteig-Dorf gefallen haben soll, dürfte auf die Rivalität zwischen Filialgemeinde und Urfparrei zurückzuführen sein.

Ein Zusatz zur Ebhauser Glockensage erzählt, das Effringer Geläut würde sich genau so anhören wie das Geläute Ebhausens und legt uns nahe, uns nach dem Gegenstand unserer Sagen, den Glocken des Oberen Waldes, umzusehen:

Ort	Glocke aus dem Jahr	Ton
Simmersfeld	1498	f
Zwerenberg	1494	g
Altensteig-Dorf	1499	fis-g
Neuweiler	1456	des
Aichhalden	1490	d
Effringen	1463	fis
Rotfelden	1494	fis
Ebhausen	13. Jahrhundert	b
Walddorf	Glocke und Angaben darüber fehlen.	

Bei dieser *Tonverwandschaft* bedurfte es wirklich nur eines geringen Anstoßes zur Sagenbildung. Mit Ausnahme zweier Glocken lassen sich alle übrigen in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts einreihen. Es ist die Blütezeit der Glockengießerei, aber auch die Zeit, in welcher sich unsere Waldgemeinden von den oft weit entfernten Urkirchen loslösten und sich verselbständigten – beides Gründe für den Guß neuer Glocken.

Die Glockengießer übten ihre Kunst als Wandergewerbe aus und errichteten an zentral gelegenen Orten ihre Gießöfen. Da ihr Werkzeug, ihr Maßstab und ihre Schablone (zur Herstellung der Glockenrippe, die ihrerseits wieder

den Ton der Glocke bestimmt) als Familiengeheimnis geschützt und weitervererbt wurde, beschränkten sich ihre Gußformen auf wenige Abarten; damit wird der Gleichklang benachbarter Glocken hinreichend erklärt. Von insgesamt siebzehn mit dem Namen des Gießers bezeichnete Glocken in den ehemaligen Oberämtern Calw und Nagold entfallen je sieben Glocken auf den Eßlinger Pantlion Sydler und den Heilbronner Bernhard Lachmann, was obige Angaben bestätigt.

Die Verlegung der Ereignisse in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, zum Teil auch in die für unsere Gegend besonders spürbar erlebte Zeit der Franzosendurchzüge rührt daher, daß diese Zeitabschnitte frühere Ereignisse zu überdecken vermochten; alles vorher Geschehene wird mit dem stärkeren, jüngeren Erlebnis in Verbindung gebracht. Die bisherige Beweisführung widerlegt für unsere Oberwälder Glockensagen derartige Datierungen, wenn auch politische Grenzen für die Entstehung des Rotfelder-Ebhauser-Effringer Sagenkreises herangezogen werden könnten: Ebhausen und Effringen waren nachmals württembergisch, Rotfelden dagegen badisch. Ähnlich lagen die Verhältnisse beim badischen Simmersfeld beziehungsweise dem halb badisch, halb württembergischen Zwerenberg. Da aber die Zugehörigkeit zur Urkirche bis heute noch in kirchlichen und schulischen Verhältnissen manchenorts wirksam ist, werden doch sie eher bei der Entstehung der Sagen mitgewirkt haben.

Die Betrachtung der Glockenverstecke ergibt weitere interessante Tatsachen. Vier unserer Sagen behaupten, feindliche Soldaten hätten die Glocke abgenommen und fortgeschleppt, bis sie ihnen zu schwer geworden sei; sie hätten die Glocke dann vergraben. Es ist einleuchtend, daß man schwere Glocken einen Hang hinunterrollen oder in ein Loch hineinplumpsen läßt, um sie schnell und mühelos dem Auge des Feindes zu entziehen. Solche Täler, Abhänge und Schluchten bilden oft natürliche Markungsgrenzen; sie liegen fernab, sind sumpfig oder bewaldet und sind mit dem Schatten des Unheimlichen behaftet. An solchen Orten kann nur Böses geschehen. So berichten auch unsere Sagen, die geraubten Glocken seien an solchen Orten vergraben, beziehungsweise geraubt worden: Auf der Grenze zwischen Rotfelden und Effringen im Schwarzenbachtal; im Oberweiler Hardt (im Zipfelloch), welches in unmittelbarer Nähe des Kirchwegs, eines Waldbrunnens und eines Kreuzwegs liegt. Diese Angabe kirchenbezogener Orte wiederholt sich in der Walddorfer Sage, nach der die Schweden eine Glocke in der Widumshalde (also einem Kirchacker) vergraben haben; kein Wunder, daß es an solchem Orte nicht geheuer ist; die Glocke ruft durch Lichter und sucht Gerechtigkeit. Sowohl die Simmersfelder selbst, als auch die Aichhalder und die weit entfernt wohnenden Neuweiler behaupten, daß die geraubte Glocke im Zipfelloch, jenem unheimlichen Ort dicht an der Grenze zwischen Simmersfeld und Oberweiler-Aichhalden vergraben worden sei. Diese übereinstimmende Angabe macht für den Simmersfelder Sagenkreis eine wirkliche Begebenheit glaubhaft,

will man nicht annehmen, es handle sich bei den drei Sagen um Übertragungen. Glücklicherweise finden sich aber Urkunden, die von einem jahrzehntelangen Grenz- und Weidestreit der Simmersfelder und Oberweiler berichten (1565–93). Teile des Hardts, das Kelmlinsfeld oder Brücklestal (heutiger Flurname Bürklestal) – in unmittelbarer Nähe liegt das Zipfelloch – lagen damals als Pfand zwischen Württemberg und Baden, ein Niemandsland, das verwüstet, abgeholzt und abgeweidet wird und das zu Streitereien Anlaß gibt, deren Ausgang uns die Akten vorenthalten. Brauchen wir uns darüber zu wundern, daß deshalb der Schauplatz eines Glockenraubes in dieses Niemandsland verlegt wird, wenn derselbe sich auch schon früher abgespielt hat: Was im Niemandsland gefunden wird, gehört dem Finder, ein Raub wird zum Fund und verliert seine belastende Schwere.

So bieten uns die Oberwälder Glockensagen im einzelnen wie in ihren Gruppierungen um die Orte Simmersfeld und Effringen nicht nur ein anschauliches Beispiel lebendigen Sagenguts mit all seinen Ausschmückungen von Einzel- und Wandermotiven, Glocken- und Ortsneckreimen, sondern stellen auch in ihrer reizvollen Verflechtung von historischer Begebenheit, phantastischer Ausschmückung und uraltem Volksglauben eine Fundgrube besonderer Art für den Suchenden dar. *W. Pabst*

Die angeblichen Sagen vom Schwenninger „Hölzlekönig“

Eine besondere Sehenswürdigkeit Schwenningens bildete vor einem halben Jahrhundert eine riesige Tanne im Waldteil „Hölzle“ westlich von Schwenningen. Sie galt als die größte Tanne in Deutschland, hatte eine Höhe von 43 Meter, der Umfang betrug in 1 Meter Höhe 6 Meter, in 30 Meter Höhe 3,60 Meter. Eine Berechnung der Holzmasse im Jahre 1880 hatte 33 Festmeter ergeben. Die letzten Reste des durch mehrere Blitzschläge schon seit langem sehr mitgenommenen Baumriesen, dessen Alter rund 400 Jahre erreicht haben dürfte, sind 1940 vollends zusammengebrochen.

Der erste, der von diesem Baume berichtet, ist unseres Wissens der Unteramtsarzt Sturm in seiner Beschreibung von Schwenningen aus dem Jahre 1823. In einer Schwenninger Urkunde von 1771 ist von einem Acker „bei der Thannen“ die Rede, es ist wahrscheinlich, aber nicht sicher, der spätere „Hölzlekönig“ gemeint, der diesen Namen wohl dem Dr. Sturm verdankt.

Über diesen Baum hat eine Sage weite Verbreitung gefunden und ist auch in dem bekannten Buche „Schwäbische Sagen“ von Rudolf Kapff aufgenommen worden. Danach wurde ein im Walde ausgesetztes Zigeunerbüblein in Schwenningen aufgezogen. Als später die Zigeuner wieder einmal durch die Gegend kamen, erkannte die Großmutter ihren Enkel und stellte ihn den Zigeunern als ihr rechtmäßiges Oberhaupt vor. Der Oheim des Jungen

und bisherige Anführer legte zur Rache dafür in Schwenningen an mehreren Stellen Feuer; die Schwenninger, welche ihren Zigeunerjungen für den Anstifter hielten, zogen hinaus und schlugen diesen tot. Das Tännlein auf seinem Grabe wurde der Hölzlekönig.

Diese „Sage“ ist tatsächlich in Schwenningen allgemein bekannt gewesen, aber es ahnt kein Mensch mehr, daß sie noch nicht einmal fünfzig Jahre alt ist!

Den Ursprung dieser Erzählung berichtet Altstadtschultheiß David Würth in seinem vor zwanzig Jahren, kurz vor seinem Tode, erschienenen Büchlein „Vom Dorfschulmeister zum Stadtschultheißen in Schwenningen am Neckar“. Dort heißt es auf Seite 91 bis 92:

„Nicht unerwähnt soll bleiben, daß einer meiner Kursgenossen, der verstorbene Oberlehrer Herrigel in Heidelberg, eine Novelle „Der Hölzlekönig“ geschrieben und dadurch diesem Baumpatriarchen ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

Zur Erläuterung der Entstehung der interessanten Erzählung habe ich nachfolgendes geschrieben:

Schwenningen, 6. April 1901. Vorigen Herbst besuchte mich ganz unverhofft mein lieber Jugendfreund, Hauptlehrer G. Herrigel in Heidelberg. Da ich denselben als großen Naturfreund kenne, führte ich ihn trotz Sturm und Schneegestöber zu unserem Hölzlekönig. Schon viele Besucher habe ich dorthin begleitet und manchen Ausdruck der Bewunderung über diesen Baumriesen von ihnen vernommen, allein einen solch überwältigenden Eindruck, wie bei meinem Studiengenossen Herrigel, habe ich noch nie beobachtet. Wie bezaubert stand er da und die Ekstase riß ihn zu einer mir unvergesslichen Ansprache an den Waldesfürsten hin. Auf dem Heimweg befragte mich mein Promotionale über die Geschichte unseres Dynasten, worüber ich ihm leider nur dürftige Auskunft erteilen konnte. „Ich werde sie ergänzen“, versicherte er mich. „Euer Neckar, der durch Heidelberg strömt, wird mich stets an dich und euern ‚Hölzlekönig‘ erinnern.“ Am 1. April, dem Geburtstage unseres Altreichskanzlers, des Koryphäen im Sachsenwalde, überbrachte mir der Briefträger ein Büchlein, betitelt: Erzählungen von G. Herrigel. Begierig forschte ich nach dem Inhalt und fand unter den acht Novellen eine mit dem Titel „Der Hölzlekönig“. Beim Lesen derselben erging es mir wie oben dem Verfasser; ich fühlte mich in die Geisterwelt versetzt und konnte eine fast beschämende Rührung nicht unterdrücken. Wie anheimelnd, wie berückend und doch wie so schlicht ist diese Erzählung! Es hieße einen duftenden Blumenstrauß zerpfücken, wollte ich Einzelheiten aus dem schön gebauten Gefüge herausgreifen; ich würde dadurch den tiefen Eindruck beeinträchtigen, welchen diese spannende Darstellung auf jeden Leser machen muß. Mein Freund hat durch diese beachtenswerte Abhandlung nicht nur mir, sondern auch der ganzen hiesigen Gemeinde ein Andenken von bleibendem, ja stets wachsendem Werte dargereicht und zur Verbreitung des Renommés unseres „Hölzlekönig“ wesentlich beigetragen, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen und aller Schwenninger tiefgefühltesten Dank ausspreche.

Auf meine Veranlassung erschien dann der „Hölzlekönig“ im Sonderdruck und fand bei allen Lesern viel Beifall. Die Erzählung wurde sogar dramatisiert und kam hier vielfach mit Erfolg zur Aufführung.

Auch dichterisch wurde der dankbare Stoff verwertet und in Verse geformt. Das dem „Hölzlekönig“ am Schlusse beigefügte Gedicht von Georg Biedenkapp ist eine Perle der Dichtung...

Wir sehen, daß hier immer von einer Erzählung, nicht von einer Sage die Rede ist. Ebenso heißt auch das Titelblatt eines 1908 in Schwenningen erschienenen Heftchens: „Der Hölzlekönig. Dramatische Dichtung aus Schwenningens Vergangenheit nach einer Erzählung von G. Herrigel. Verfaßt von Albert Azone.“

Eine andere Sage über den Hölzlekönig gibt Paul Goetze in einer Arbeit über „Die Grenzsteine rund um Schwenningen“ (im Stadtbuch der Industriestadt Schwenningen am Neckar 1935, Seite 50) wieder:

„... die Nähe des altersschwachen Baumkönigs läßt die Erinnerung an jenes unglückliche Liebespaar Valentin Schlenker und Ursula, des Vogts von Schwenningen Tochter, wach werden. Die Sage ist wohl in den Zeiten des ‚armen Konrads‘ oder des Bauernkrieges entstanden. Valentin mag damals auch für die Sache der geschundenen und bedrückten Bauern eingestanden sein. Nach dem unglücklichen Ausgang der Bauernerhebung mußte er fliehen, hier im Walde nahm er Abschied von seiner weinenden Geliebten, sie auf bessere Zeiten tröstend und sie zum Ausharren ermahmend. Um ihr ein Zeichen seiner Wiederkunft zu geben, zieht er ein Tännchen aus dem Boden und gräbt es mit den Zweigen zuunterst wieder ein. Dazu soll er gesagt haben: Genau so sicher wie das Tännchen weiterwächst, so sicher sei auch seine Wiederkunft. Die Sage läßt den armen Valentin in der Fremde sterben, er hat seine geliebte Heimat nicht mehr gesehen. Die unglückliche Ursula hat mit rührender Treue ihres Valentin gedacht und hat den jungen Baum gepflegt, der dann zum mächtigen Baumriesen herangewachsen ist. Soweit die Sage und soweit mag sie auch alt sein, schon weil sie durch ihre Schlichtheit der Denkart des Volkes entspricht. Die Fassung, die Herrigel ihr gegeben hat, ist abzulehnen, abzulehnen ist auch das ‚schmückende‘ Beiwerk, das da und dort der alten sinnigen Erzählung angehängt wird. Solche Baumsagen sind übrigens im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet und werden in ähnlicher Form erzählt.“

Diese Erzählung finden wir erstmals 1919 in der ersten Auflage des Schwenninger Heimatbuches „Von des Neckars Quelle“ von August Reitz († 1948), von dem die dritte Auflage kürzlich erschienen ist. Interessanterweise fehlt hier noch das Motiv vom Verkehrt-Eingraben des Baumchens. Diese „Sage“ ist jetzt unter den jüngeren Schwenningern an die Stelle der Zigeunergeschichte getreten. Daß es eine Erzählung von Herrn Reitz ist, die den Zweck hatte, die Zigeuner-„Sage“ allmählich zum Verschwinden zu bringen, ergab sich aus einer Unterhaltung mit Herrn Reitz, der auf meine Frage hierüber dieser Auffassung von mir nicht widersprach, allerdings ohne selbst auch ihre Richtigkeit auszusprechen.

Bei dem im allgemeinen recht nüchternen Volkscharakter der Schwenninger sind solche Sagen von vornherein verdächtig. Wenn 1823 Sturm den Hölzlekönig ausdrücklich erwähnt, so wäre nach der Art seines Werkes durchaus zu erwarten, daß er auf eine damit in Verbindung stehende Sage hingewiesen hätte, falls ihm eine bekannt geworden wäre. Auch aus den Angaben David Würths von 1901 wird man kaum das Vorhandensein einer alten Sage über diesen Baum ableiten wollen; die Gedankenverbindung Hölzlekönig-Zigeunerkönig-Zigeuner ergab sich meines Erachtens leicht daraus, daß das „Hölzle“

dicht an der württembergisch-badischen Landesgrenze ein beliebter Lagerplatz der Zigeuner gewesen ist. So müssen also diese Erzählungen aus den „Sagen“-Sammlungen gestrichen werden. Mögen sie aber überall bei der Aufnahme von Sagen zu größter Vorsicht mahnen. Nach meinen Eindrücken geht der größere Teil der Sagen, die man heute in Schulen aus der Schuljugend erfragt, auf irgendwelche neuen Erzählungen oder auf Übernahme bereits veröffentlichter Sagen anderer Gegenden zurück. In der dritten Auflage des Schwenninger Heimatbuches wird unter anderem eine von Herrn Reitz durch eine Schülerin aus einer alten Schwenninger Familie in Erfahrung gebrachte Sage von einem nächtlichen Appell römischer Soldaten an der Römerstraße im Gewand „Schopfelen“ aufgeführt, die mir zu dieser letzteren „Sagen“-Gruppe zu gehören scheint, da dieselbe Sage im „Sagenkränzlein“ von E. Rebholz (Tuttlingen 1924) aus der Waldmössinger Gegend berichtet wird, wo sie ja auch viel eher am Platze zu sein scheint, als in Schwenningen, das zwar einige römische Gutshöfe hatte, aber nicht wie Waldmössingen und Rottweil (Arae Flaviae) irgendeine militärische Bedeutung besaß. In diesem Falle des Legionärsappells glaube ich auch nicht an eine ältere Sagenwanderung, die auf nur mündlicher Weitergabe beruht, sondern ich bin der Ansicht, daß die Sage erst nach 1924 aus dem Rebholzschen „Sagenkränzlein“ in Schwenningen Fuß gefaßt hat. Es wäre interessant, solchen Fällen auch anderswo nachzugehen.

Johannes Benzing

Kinzigflößer

Wie ein Ruf aus vergangenen Zeiten tönt dieses Wort zu uns herüber, Erinnerungen an ein Gewerbe, dessen lebendiger Pulsschlag noch vor hundert Jahren die stillen Täler des Schwarzwaldes durchflutete und dessen Tradition zu einem Kernstück einstiger wirtschaftlicher Blüte in unserer Heimat gehört. Heute ist die Kinzigflößerei ein Stück Vergangenheit, einer der letzten Flößer, Sebastian Armbruster, der sogenannte „Heubachflößer“, der in den „Waldleuten“ Heinrich Hansjakobs als „Wirtsbasche“ erwähnt wird, wurde am 29. Oktober 1939 auf dem Bergfriedhof zu St. Roman zu Grabe getragen. Es bleibt uns nur das Gedenken an das frühere Wirken der weit über Deutschland hinaus bekannten Flößergestalten in ihren hohen Wasserstiefeln, denen Wilhelm Hauff in seiner Schwarzwaldlerzählung „Das kalte Herz“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Straßburg vorab, der große Handelsplatz am Rhein, hat einst bedeutenden Einfluß auf die Kinzigflößerei gehabt, den Baumreichtum des Schwarzen Waldes hat man sich zu Tal geholt, und da die Landwege meist noch unerschlossen waren durchs wilde Gebirg, hat man sich der Wasserstraßen bedient. Schon im 11. und 12. Jahrhundert erkennen wir mit dem Wachsen und Gedeihen der mittelalterlichen Städte, denen Bauholz dringend not tat, die ersten Anfänge des Flößergewerbes auf der Kinzig. Eine Straßburger Zollordnung von 1370

schreibt vor: „das holtz, daz do har komet uffe der Kintzingen, das hat der Zoller noch da her fry zu lassen“. Hier nun steht auch die Wiege der genossenschaftlichen Vereinigungen der Kinzigflößer, der Schifferschaften. Ihnen oblag es, die Floßwege herzurichten und in Ordnung zu halten, Wehre und Floßgassen zu bauen. Die Stadt Wolfach besitzt bereits 1470 eine Floß- und Zollordnung. Schon hundert Jahre vorher erhalten die geistlichen Frauen des Klosters Wittichen von Herzog Rainald von Urslingen Erlaubnis zur zollfreien Durchfahrt beim Schiltacher Zoll. Wir dürfen daraus schließen, daß damals auch die kleine Kinzig schon floßbar gemacht war, und damit das ganze obere Kinzigtal bereits in die Floßwege mit einbezogen wurde. Ihr Holz haben die Flößer aus den Wäldern der Klöster Alpirsbach, Rippoldsau und Wittichen geholt, aber auch die zahlreichen Bauernwaldungen lieferten Teile der Gebinde und erbrachten den größten Holzanfall. Zwischen dem Land Württemberg, das auch bei Schiltach einigen Waldbesitz hatte, Schramberg und Alpirsbach wird im Jahre 1523 ein Floßvertrag geschlossen, der aber erst durch die Floßordnung vom 23. Juni 1564 feste Formen annimmt und für Schiltach und das Alpirsbacher Klosteramt rechtsgültig ist. Die Württemberger durften danach kein Holz an Fremde verkaufen, sondern nur nach bestimmten Richtpreisen an die Schiltacher, Alpirsbacher und Wolfacher Schiffer. Wie H. Fautz in seiner „Geschichte der Schiltacher Schifferschaft“ nachweist, sind nur Leute in diese aufgenommen worden, „so einer für Tauglich geacht, der soll sich mit zimlichem Geld nach erkandtnus einkaufen“, wobei die Alpirsbacher noch die Zustimmung von „des Klosters Befehlshaber“ haben mußten.

Großer Wert wird von Anfang an darauf gelegt, daß die Schiffer von Alpirsbach, Schiltach und Wolfach sich nach „alt herkommen freundlich nachbarlich und getreulich“ untereinander vertragen. Wer deshalb gegen die Floßordnung fehlte, kam vor das „Flötzgericht“, das jährlich tagte. Immer wieder aber gibt es trotzdem Reibereien zwischen den benachbarten Flößergilden, wobei die Schenkenzeller Floßknechte als besonders unbotmäßig bezeichnet werden. Nun durfte natürlich nicht jeder so viel Floßholz in den Wäldern hauen, wie er wollte. Vielmehr haben die Forstbehörden genauen Auftrag gehabt, „das unnöthig hauen und reutten der Hölzer“ abzustellen und „bey Jhren Unterthanen einsehens (zu) haben und ordnung (zu) geben, waß und wieviel ein jeder jährlich aus seinen Wäldern für Floßholz hauen und reutten solle“. Durch die Zollordnungen erfahren wir, woher die Hölzer stammen, die man in die Flöße eingebunden hat. So ergibt sich aus dem Schiltacher Floßzoll von 1591, daß unter anderem Sonderzoll beziehungsweise gemeiner Zoll von Hölzern erhoben wird, die aus Waldungen bei Alpirsbach, Ehlenbogen, Röttenberg „die Staig herab“ und Reinerzau stammen. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert steht das Flößergewerbe im Kinzigtal auf einem Höhepunkt, der seinen Ausdruck in Wohlstand und Ansehen seiner Mitglieder findet. Dann aber zerschlägt der Dreißig-

jährige Krieg jäh diese Blütezeit, die Floßgassen und Wehre verfallen, kaum ein Floß mehr befährt auch die Kinzig. Erst im Jahre 1700 wird in Schiltach wieder eine Floß- und Schifferordnung aufgestellt, ein „gemein Jahrgericht“ eingesetzt und bestimmt, daß in den württembergischen und fürstenbergischen Gebieten des Kinzigtales nur Schiffer aus Alpirsbach, Schiltach und Wolfach Holz aufkaufen dürfen. Wie üppig die Floßknechte damals gelebt haben, zeigt die Bestimmung der Floßordnung, daß sie (Fautz a. a. O.) neben ihrem Lohn täglich nur zwei Imbisse erhalten dürfen. Diese sollen aus einer Suppe, einem Stück Fleisch, Gemüse, Brot und nicht mehr als ein halb Maß Wein bestehen.

Bald hat die Flößerei wieder ihre große Bedeutung erreicht, und ein ungeahnter Auftrieb wird dann zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Holzhandel mit Holland. Im Zusammenhang mit dieser Ausweitung der Floßwege bis an die Nordsee und infolge der „vielerley Späne und Jrrungen“, die unter den Kinzigflößern daraus erwachsen, kommt es im Jahre 1766 zur Abfassung einer „Zunft-Ordnung vor das Württembergische Schifferthum zu Schiltach an der Künzig“. Fautz, dem das einzige noch erhaltene Original dieser Zunftordnung vorlag, führt aus, daß die Schiltacher Schifferschaft oder, wie sie sich auch nannte, die „Württembergischen Schifferzunft-Verwandten“, nie mehr als zwanzig Personen umfaßt hat. Davon waren ein Dutzend aus Schiltach selbst, zwei aus Lehengericht, während die restlichen sechs den „Kloster Alpirsbachischen Ort- und Amts-Hintersassen“ entstammten. Aufsichtsbehörde ist das Oberforstamt Freudenstadt gemeinsam mit den Oberämtern Alpirsbach und Hornberg gewesen. Um allzu großen Raubbau am Wald zu verhüten, waren die Waldeigentümer verpflichtet, „nicht schlagweiß zu hauen“, sondern nach der „bisherigen Freyheit, ihr Holz baumweiß zu fällen, als welcher modus am besten auf die dortigen Waldgegenden quadriert“, zu verfahren. Die Zunft selbst steht unter der Leitung zweier Obmänner aus Alpirsbach und Schiltach, und wenn auch der Sitz der Schifferschaft in Schiltach ist, so sollen die dort ansässigen Flößer keine Vorteile vor den Alpirsbacher und Lehengerichter Zunftgenossen haben. Jeweils im Dezember kommen die Flößer abwechselnd in Schiltach oder Wolfach zu ihrem Schifferzunfttag zusammen. Da werden Handel geschlichtet, die es unter den rauhbeinigen Zünftlern immer wieder gab, die Rechnungen werden geprüft und die Anzahl der Flöße für das kommende Jahr festgelegt. Bei diesem Zunfttag, der die wetterharten Floßleute aus dem ganzen oberen Kinzigtal versammelte, sind auch der Freudenstädter Oberforstmeister und die Oberamtänner von Alpirsbach und Hornberg anwesend gewesen. Eine wichtige, mit hohen Kosten verbundene Aufgabe war die Unterhaltung der Wasserstraßen, die durch die Hochwasser der Kinzig alljährlich stark beschädigt wurden. Nach der Floßordnung hatten zum Beispiel die Waldbauern des Alpirsbacher Klosteramtes die Kinzig von ihrem Ursprung bis zum Weiher bei Schenkenzell zu unterhalten. Streitigkeiten innerhalb der Zunft

führen dann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Auflösung der Schiffergesellschaft, jedoch ist es dem Freudenstädter Oberforstamt und dem Oberamt Hornberg am 22. März 1785 nochmals gelungen, „daß die zu Schiltach wohnenden Kinzinger Schifferthums-Verwandten zur Probe auf ein Jahr lang neu in eine Kompagnie zusammentraten“. Aber auch dieses Probejahr wurde nicht durchgehalten, die Gesellschaft lief erneut auseinander. Die Blüte des Flößergewerbes war endgültig vorüber, im Jahr 1810 kommt das Oberamt Hornberg mit Schiltach zu Baden, Alpirsbach mit dem Ehlenboger und Reinerzauer Tal bleibt bei Württemberg. Die Landesgrenze trennte auf die Dauer das wirtschaftliche Leben, es kam zwar noch mehrmals zu neuen Schifferordnungen, die aber in den Schablonen der von 1766 stecken blieben und in keiner Weise mehr den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt waren. Am 4. Juni 1814 gibt es in Schiltach vierzehn Schiffer, in Alpirsbach sind es sechs, die aber keine Gesellschaft mehr gebildet haben. Im April 1867, nachdem die Zunft noch einmal einige bessere Jahre hatte, ist dann die Schiltacher Schifferschaft aufgelöst worden, der bis zuletzt auch der bekannte Holzhändler Ludwig Trick – Hansjakob nennt ihn in seinem Werk „Erzbauern“ den „reichen Holzmagnaten und Schiffer von Alpirsbach“ – angehört hat. Die Länder Baden und Württemberg nahmen von nun an den Holzhandel und das Floßwesen auf der Kinzig in eigene Obhut.

Der Ausbau der Kinzigtalstraße und die 1886 von Schiltach aus bis nach Freudenstadt geschaffene Eisenbahn sowie die immer stärker anwachsende Industrialisierung der Sägewerke haben in den neunziger Jahren das alte Gewerbe der Kinzigflößer dann völlig zum Erliegen gebracht.

Albert Hiß

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

XII. Wasser und Fischerei

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln III, VII, VIII, XV, XIX, XX, XXIII)

Das Wasser

In der bildhaften und dichterischen Darstellung der Elemente werden diese immer in ihren Gegensätzen als nutzbringend und als zerstörend behandelt. Auch dem Volkskundler begegnet allenthalben das Wissen um diese Zweiseitigkeit. So ist das Wasser Quell des Segens und Wohnung gütiger Geister, aber auch Sitz zerstörender Unholde. Die romantische Literatur des 19. Jahrhunderts hat sich weitgehend der menschenfreundlichen Seite des Elements und seiner Geister bemächtigt; es ist deshalb beim Sammeln von Volkssagen und Liedern eine gewisse Vorsicht geboten.

Bei Quelle und Brunnen achtet der Volkskundler nicht bloß auf den Namen, die Lage, Sagen und Geschichten über die Quelle, sondern auch auf die chemischen Bestandteile (Sole, Mineralien), auf den Bewuchs mit Sträuchern und Wasserpflanzen (Namen, Volksmeinung darüber), auf Beurteilung und Gebrauch des Wassers (Waschen, wann? – Jahreszeit, Tageszeit) und auf seine besondere Heilwirkung und Eigenart (Erzählungen; Kinderbrunnen; „Hungerbrunnen“; Name des Geistes).

Auch Bach und Fluß haben Namen. Nicht selten bilden sie Grenzen. Zu beachten ist die Farbe des Wassers (Begründung?), die Bewachung am Ufer oder auf dem Grund (Pflanzennamen?). Welche Rechte haben darauf die Anlieger? Welche Handwerker holen Schilf und wozu? Welche Arten von Spielzeug werden aus Schilf gemacht? Art der Uferbefestigung. Wer stellt sie her und wie? Wie werden Flüsse überquert (Furt, Brücke)? Gibt es einzelne tiefe Stellen, Strudel (Erzählungen darüber)? Gibt es Inseln, die zeitweise überspült werden (Erklärung)? Welche besonderen Erzählungen kennt man von Flüssen (Ertrunkene, Unterwasser, Hochwasser)?

Bei Teich und See empfiehlt es sich, für die Beobachtung zu unterscheiden zwischen natürlich und künstlich. Namen, Besitzverhältnisse, Nutzungsrechte, Unterhaltungspflichten? Weisen Dämme auf abgegangene Seen hin? Leben solche vielleicht noch in der Volksüberlieferung? Auch hier sind der Pflanzenwuchs (Namen) am Rand und auf dem Grund und die Rechte und Pflichten der Anlieger wichtig. Sagen und Geschichten (Tiefe; kalte Quellen; Wassermann).

Nutzung des Wassers. Von grundsätzlicher Bedeutung für den ganzen Abschnitt ist das Wasserrecht (vgl. XVII). Welche alten Formen sind noch bekannt (Aufschriebe darüber)? Wem gehört das Wasser? Alte Anlagen im Zusammenhang mit dem Wasser können der Bewässerung und der Rieselsung gedient haben. Gibt es noch solche? Weiß man von ihnen? Wie sind sie angelegt? Überwachung? Benennung? Andere Anlagen dienten der Flößerei. Wo wurde gefloßt und wohin? Zu welchem Zweck? Alte Einrichtungen: Ufer, Floßrinne, Holzmarken u. a.? Gebräuche und Erzählungen (vgl. unten). Auch alte Badeanlagen gibt es; ihre Namen und ihr Plan (Trennung nach Geschlechtern; das frühere Badewesen).

Welche technischen Werke waren und sind am Fluß (vgl. XIII, XIV)? Zu denken ist an: Mühlen (Namen; Antrieb durch Turbine, ober- oder unterschlächtiges Rad), Walken, Sägmühlen, Pulvermühlen, Tabakmühlen, Gerbereien, Färbereien, Hammerschmieden, sonstige Wasserkraftanlagen (Nagelschmiede, Feilenhauer; Kraftwerke).

Ein ausgedehntes Sondergebiet bedeckt das Wasser als Träger des Verkehrs. Als Fahrzeuge dienen Schiff und Nachen. Ihr Aussehen, ihre Einrichtung, ihre Bewegung. Besondere Volkskunstformen (vgl. XXV)?

Gebräuche bei der ersten Benützung. Namengebung des Schiffes oder des Nachens. Die Berufsschiffer kennzeichnet besondere Kleidung. Sie haben im allgemeinen eine Ausbildung. Ihre Stellung in der Gemeinde, ihr Ansehen und das Urteil über sie? Ihr Familienleben? Erzählungen über sie und von ihnen. Besondere Schicksale. Ihr Gemeinschaftsleben hat seine eigenen Formen und Gebräuche (Familienfeste; Namen). Sie pflegen Erinnerungen: besondere Andenken, Gedächtnis der Toten, Kreuze bei Unglücksfällen, Attribute auf dem Friedhof, Erinnerungstafeln in der Kirche. Besonders geübte Handfertigkeiten. Sie haben ihren besonderen Glauben (Schutzzeichen, Amulette, besondere Heilige, besondere Kapellen), ihre Sprache, ihre Sagen und Erzählungen, ihre Lieder und ihre Musik. Ergiebig ist auch das Studium ihres Verhältnisses zum Wetter (Windbeobachtung und -bezeichnung, Wolkenbildung, Temperaturbeobachtung, Wellengang usw.).

Das Gesagte gilt in vielen Punkten auch für die Flößer (vgl. oben).

In den Kreis gehört auch der Fährmann: örtliche Überlieferungen, Name der Fähre und des Fährmanns; Einrichtung, Name und Bezeichnung der einzelnen Teile, Erzählungen und Sagen.

In den Abschnitt von der Nutzung des Wassers fällt weiter auch seine mannigfache Verwendung bei Wäsche und Reinigung, und im Zusammenhang mit den Gewässern spielen die Kirchen und Kapellen nicht selten eine wichtige Rolle (wo gibt es solche? ihre Heiligen, ihre Altäre, besondere Bauformen und Bilder; kirchliche Erzählungen, die auf das Wasser Bezug haben – Christophorus). Wo ist ein Kirchbrunnen?

Die Fischerei

Der Fischfang war im Gegensatz zur Jagd im Mittelalter nur bedingt ein Herrenrecht. In alten Dorfordnungen wird festgelegt, daß die Güteranlieger ein Fischrecht wahrnehmen können. Auch bei Hochwasser wird das Fischen erlaubt. Das Fischen war nie eine ausgesprochene Liebhaberei des Herren. Infolgedessen bildete sich im allgemeinen keine besondere Gemeinschaft; der Fischer ist immer mehr ein Einsamer. Erst im 19. Jahrhundert kamen Fischereivereine auf, die etwas wie Bräuche geschaffen haben.

Neben dem Berufsfischer (Ausbildung, Tradition, Wohnung, Beurteilung durch die Bevölkerung) steht der Sportfischer (äußere Kennzeichen, besonderer Schmuck; gesellschaftliche Herkunft; Beurteilung durch die Bevölkerung).

Zur Ausrüstung gehören die Kleidung und alle Geräte für den Fischfang (Angel, Netz, Reuse, Köder; besondere Arten des Fangs haben besondere Geräte: Stechen, Handfangen; Beförderung des gefangenen Fisches – lebendig oder tot). Bei allen Gerätschaften ist wichtig die Bezeichnung für das Ganze und für die Teile, ihre Herstellung, ihr Gebrauch, besondere Verrichtung vor dem ersten Gebrauch u. a. m.

Da und dort schließen sich Fischer zusammen. Wo gab es Zünfte? Welche Besonderheiten haben die Gemeinschaften? Eigene Feste und welcher Art (Fischerstechen usw.)? Finden sich in Kirchen oder Kapellen Darstellungen, die auf die Fischerei Bezug nehmen?

Fischerglauben: bei welchem Wetter und zu welcher Zeit ist oder hält man das Fischen für erfolgreich (Temperatur, Wolkenbildung, Regen, Jahres-, Tageszeit)? Verhältnis zum Fischer.

An Mühlen gibt es bisweilen Vorrichtungen für den Aalfang. Form, Namen, Gebrauch? Vorrichtungen zur Überwindung der Wehre (Fischstaffel). Andere besondere Einrichtungen ähnlicher Art. Was geschieht mit den gefangenen Fischen?

Wie beurteilt man im Volk den Fisch? Benennungen des Tieres und seiner Teile (Schuppen, Flossen, Atmungsorgane usw.). Welche Fische unterscheidet und kennt man? Was denkt und sagt man über die Eigenart des Fischlebens (Gewohnheiten, Bewegung, Fortpflanzung, Schlaf, „Sprache“, Wohnung Winteraufenthalt, Kälteempfindung u. a. m.)? Sagen und Erzählungen über Fische. Besonders zu beachten sind die Verhältnisse bei Hochwasser. Wie empfindet es nach der volkstümlichen Meinung der Fisch, und wie verhält er sich? Wer darf bei Hochwasser fischen und wo? – Der Fisch außerhalb des Flußbetts!

Auch in der Volksmedizin spielt der Fisch eine Rolle (Fischblut, Schwimmblase, Leber, Augen).

Die Verwertung des Fisches: Behandlung des gefangenen Fisches. Verkauf (örtlich und nach auswärts) mit besonderen Gebräuchen verbunden? Konservierung und Versand. Welche Fische sind (volkstümliches) Nahrungsmittel? Fischgerichte mit ihren Besonderheiten. Das „Fischessen“ in Wirtschaften. Der Fisch als Fastenspeise, als Speise für bestimmte Personen (z. B. Wöchnerinnen) und an bestimmten Tagen (Weihnachtszeit).

Bedeutung hat der Fisch auch als Abbild (Wirtshausschild, Bild an der Kirchentüre). Alte größere Darstellungen des Fisches; Gebrauchsgeräte und Verzierungen in Fischform: Fischweibchen, Model, Türstürze, Eckbalken, Nadelbüchsen, Messingbecken, Wetterfahnen, Stickereien, Wäsche- und Mangelbretter.

Zum Fischfang im weiteren Sinn mag auch das Krebsen gerechnet werden. Namen für den Krebs und seine einzelnen Teile. Wer krebst, wie und wann? Behandlung und Verwendung des gefangenen Tiers. Der Krebs in der Volksmedizin (Krebspulver, die sog. Krebsaugen).

Von anderen Wassertieren (auch Insekten, Molche, Salamander) sind Frosch und Bluteigel für das volkstümliche Leben von besonderer Bedeutung. Wo dient der Frosch als Speise? Wer fängt ihn, wie und wann? Froschlaich – woher soll er stammen? Verwertung in der Volksmedizin. Der Bluteigel findet seit alters in der Medizin hohe Beachtung. Er war und ist sehr verbreitet (vgl. Flurnamen wie Egelsee, Nägelsee). Wie verhält man sich heute zu dem Tier (Zucht, Fang, Verwertung)? Volksglauben.

Wie sahen unsere Friedhöfe aus?

Die Frage, wie die Friedhöfe des Mittelalters aussahen, ist merkwürdigerweise noch nicht gestellt worden.

Noch heute offenkundig ist, daß diese Friedhöfe um die Kirchen herum, also in den Kirchhöfen lagen. Wenn wir berücksichtigen, wieviel kultische Vorstellungen unmittelbar mit den Toten und ihrer Bestattung zusammenhängen, so können wir verstehen, daß das früheste Mittelalter das Bestreben hatte, die Sitte der Beisetzung der Toten in Reihengräberfeldern, womöglich mit Beigaben, außerhalb des Orts zu unterbinden und die Friedhöfe an die Kirchen zu ziehen. Daß diese mit ihren Friedhöfen zugleich Fluchtburgen der Gemeinde waren, soll hier nicht erörtert werden (vgl. von Erffa).

Wir wollen hier vielmehr nur einer Frage nachgehen. Diese lautet: wie sahen die Gräber aus? Dürfen wir von den heutigen Verhältnissen Rückschlüsse ziehen auf die ehemaligen? Ohne Zweifel trugen diese Gräber keine gewaltigen Steindenkmale, wie sie heute noch, meist versehen mit einer wortreichen Inschrift, zur „Verewigung“ des Verstorbenen, aufgestellt werden. Auch kleinere Denksteine mit gefühlvollen und empfindungsreichen Aufschriften, wie sie das vergangene Jahrhundert liebte, werden nicht vorhanden gewesen sein. Vor allem aber zeigen die Grabdenkmale auf den Friedhöfen von heute eine verwirrende Vielfalt, welche davon zu zeugen scheint, daß jeder womöglich noch im Tode etwas für sich sein will. Die Friedhöfe des Mittelalters waren gewiß sehr einheitlich und darin nicht nur der Ausdruck alter gewachsener Gemeinschaftsordnungen, sondern auch ein feines sinnenfälliges Gleichnis dafür, daß alle Menschen im Tode gleich sind. Das einheitliche Grabzeichen aber war sicher das Kreuz. Noch heute sind eine Anzahl von alten Holz- und Eisenkreuzen erhalten (vgl. H. Gretsch im Schwäb. Heimatbuch 1939 und F. Schuster im Schwäb. Heimatbuch 1940); sie alle gehen kaum vor das 17. Jahrhundert zurück. Wir können nur vermuten, daß auch das Mittelalter Kreuze aus Holz und aus Eisen kannte. Hätte es Kreuze aus Stein gekannt, so müßten Überreste von solchen auf uns gekommen sein. Dies nun scheint der Fall zu sein bei einer Reihe von Steinkreuzen, die wir in allerdings seltenen Fällen als Bausteine in der Friedhofsmauer verwendet sehen, so etwa in Grunbach und Mönshheim. In Grunbach bemerken wir nicht weniger als sechs solcher Kreuze. Es ist unwahrscheinlich, daß es sich dabei um Sühnekreuze handelt, also um Kreuze, die nach mittelalterlicher Sitte der Totschläger oder seine Verwandten am Ort der Tat zu setzen hatten. Alle diese Kreuze tragen übrigens je eine tiefeingegrabene Hape, also ein Weingärtnermesser, das als einfache Standesbezeichnung verwendet worden zu sein scheint. Es entspräche durchaus mittelalterlicher Denkweise, wenn man den Verstorbenen nicht mit Namen, sondern nur als Angehörigen seines Standes auf dem Grabkreuz gekennzeichnet hätte. In Mönshheim finden wir ebenfalls eingemauert in der Friedhofsmauer zwei Grabsteine. Der eine trägt ein Rad,

vermutlich ein Mühlrad; der andere einen Spaten und eine Hape. Wir haben es also offensichtlich mit Toten zu tun, von denen der eine ein Müller, der andere ein Bauer und Weingärtner war. Der erste Stein leitet über zu einem weiteren, der sich im Chor befindet und einen Hammer sowie eine Zange trägt, also als Handwerkergrabstein, etwa eines Schmiedes, angesprochen werden könnte. Wie auch sollten wir übrigens die erwähnte Sitte der steinernen Sühnekreuze richtig verstehen, wenn wir nicht annähmen, daß die Form dieser Kreuze durch die der Grabkreuze bestimmt wurde. Sicher erhielten nur die Wohlhabenderen solche steinernen Grabkreuze. Dem Minderbemittelten wurde wohl ein Holzkreuz gesetzt.

Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß die Friedhofsmauer in Grunbach, in die die genannten Kreuze eingelassen sind, ein sogenanntes „Karräperle“ hat, einen ausgemauerten Hohlraum, der als Arrestlokal und als eine Art „dörflicher Pranger“ gedient zu haben scheint. Ein ähnliches Gefäß weist die Konstanzer Kirche in Ditzingen auf.

Adolf Schab!

Stuttgart-München — Baudenkmale und Verkehr

In der Stille vor dem letzten Sturm sei zugunsten der Erhaltung des *Kronprinzenbaues* und damit der Schönheit unseres *Schloßplatzes* noch eine Lanze zersplittert. Obschon kein geschulter Verkehrsmann, sei gewagt, diese Waffe einzusetzen, sondern nur als Laie mit natürlicher Beobachtungsgabe, aber mit warmem Herzen, das ein Leben lang für die unvergleichlichen Reize unserer Heimat begeistert geschlagen hat.

Soviel auch in diesem langwährenden Streite schon gesprochen und geschrieben wurde, so unterblieb doch ein noch so naheliegender Vergleich mit der bayerischen Landeshauptstadt. Vielen, die nach längerem Aufenthalt in München nach Stuttgart zurückkehren, wird immer wieder wohlthuend auffallen, wie einfach, übersichtlich und geordnet sich hier der Verkehr beim Hauptbahnhof und auf dem Schloßplatz für den Fremden abspielt. Wenn er beim Verlassen des Bahnhofes geradeaus oder gegen Osten in Richtung der Neckarstraße jeweils nur eine schmale Fahrbahn überschreitet, steht er schon an den Haltestellen der elektrischen Straßenbahn und kann sich seinen Wagen wählen. Und auf dem Schloßplatz ist ihm bei höchstens einmaligem Übersteigen der parallel verlaufenden Gleise in jeder Richtung die gewünschte Fahrgelegenheit geboten.

Wie weit liegen hiergegen am Münchner Hauptbahnhof die Einsteigstellen der sich kreuzenden Linien auseinander. Und wie schwer findet sich der Fremde am Stachus zurecht, wo sich die Schlagadern des Riesenverkehrs im rechten Winkel kreuzen und die getrennten Haltestellen ein sehr lästiges und gefährliches Überqueren von Straßen und Gleisen erfordern, um die gewünschten Wagen er-

reichen zu können. Aber der Münchner weiß sich mit diesem, sich wie anderswo stetig steigenden Verkehr auszusöhnen.

Für die Personenkraftwagen wird sich in Stuttgart späterhin in der unteren Königstraße der Verkehr wesentlich verbessern lassen, wenn einmal die, früher schon erwogene und leider versäumte Zurücknahme der Front des Marstallgebäudes auf die Flucht des Neubaus der Städtischen Girokasse durchgeführt ist. Das niedere und für die heutigen Bedürfnisse völlig ungenügende Marstallgebäude muß ja doch einmal großen, neuzeitlichen Geschäftshäusern Platz machen. Dann wird der Zugang zur Stadt in Stuttgart weit besser und übersichtlicher sein, als in München trotz seiner zwei Straßen vom Hauptbahnhof zum Innern der Stadt.

Auch München hat sein Verkehrshindernis „*Kronprinzenbau*“, zwar in anderer weit lästigerer Form und in mehrfacher Zahl, aber es nimmt die Schwierigkeiten ohne Streit als unabänderlich gelassen hin. Durch das enge Karlstor und das Tor unter dem alten Rathaus schleust der Münchner alle Straßenbahnen, Personenkraftwagen, Radfahrer und Fußgänger vom Bahnhof ins „Tal“. Auch das Isartor und das Sendlinger Tor hemmen ihn in der Abwicklung seines Straßenverkehrs nicht, weil er den guten Willen hat, zur Erhaltung von Baudenkmalen auch Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen. Die Ludwigstraße, weit breiter als jede Straße in Stuttgart, stößt sich in südlicher Richtung an der Feldherrnhalle und zwingt den Verkehr, allerdings unter Wegfall der Straßenbahnen und Lastwagen, in die Theatiner- und Residenzstraßen, die so eng wie Gassen sind und auf dem Rathausplatz enden. So hinderlich diese Verhältnisse sich auf den Verkehr auch auswirken, so würden die Münchner doch zweifellos keinem städtischen Baubeamten zugestehen, an die Baudenkmale Alt-Münchens des Verkehrs wegen zu rühren. Dazu liebt der Bayer seine Hauptstadt viel zu sehr, als daß er gewillt wäre, dem Verkehr Bauwerke alter Zeit zu opfern, die, wenn auch nur teilweise abgebrochen, für immer verloren wären.

Wie Verkehrswahn kann es einen anmuten, wenn man in Anbetracht der Münchner Verhältnisse hier in Stuttgart den Kronprinzenbau abbrechen und damit einen der schönsten Plätze Deutschlands, manche sagen der ganzen Welt, wenn nicht gänzlich zerstören, so doch schwer schädigen will, bloß um einen kleinen, im Verkehr zur größeren Vorsicht zwingenden Bogen durch eine senkrechte Straßenkreuzung zu ersetzen.

Auch aus seinem Rathausplatz würde der Münchner niemals einen Allerweltsplatz machen lassen, der mit Häusern aus Eisen und Glas ohne jegliches heimisches Gepräge an jedem anderen Orte ebenso liegen könnte. In dieser Hinsicht ist der Münchner vorbildlich. Möchten die Stuttgarter Bürger, wenn es um die letzte Entscheidung geht, um „Sein oder Nichtsein“ des Kronprinzenbaus, seinem Beispiele folgen und den Schloßplatz retten, zur Freude der württembergischen Heimatfreunde wie aller Fremden.

Frid. Rimmelé

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 9 00 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal

Im Dezember 1951 ist die „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal“ als eingetragener Verein mit dem Sitz in Bonn gegründet worden.

Bundespräsident Heuss hat ihre Entstehung begrüßt, und Staatssekretär Thedieck im Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen ist stellvertretender Vorsitzender. Vorsitzender ist Ministerialdirektor z. V. von Kameke, Thüngen (Unterfranken), Geschäftsführer Dr. W. Lindner in Hermannsburg über Celle, Birkenhaus. In einem vorläufigen Aufruf wird darauf hingewiesen, daß viele Friedhöfe zu Steinwüsten aus nichtssagenden Denkmälern und zementenen Einfriedungen der Gräber geworden seien, die ein wohltuendes Mitwirken von Baum, Busch und lebendiger Bodendecke vermissen lassen oder durch falsche Bepflanzung in Düsternis versinken. Trotz segensreichem Wirken des einstigen „Reichsausschusses Friedhof und Denkmal“ habe sich im letzten Jahrzehnt nicht viel gebessert. Der Aufruf folgert daraus:

„Die an der Aufgabe Friedhof und Denkmal amtlich, beruflich und aus innerem Antrieb Beteiligten müssen sich deshalb zu gemeinsamem entschiedenem Vorgehen zusammenfinden und miteinander die eingewurzelten Fehler zu beheben und das Gute allgemein durchzusetzen trachten, wie es sich hier und da ja schon angebahnt hat. Sie müssen in ihr Bemühen zugleich die immer lebhafter werdenden Wünsche nach Gedächtniszeichen an unsere schwersten Schicksalsjahre einbeziehen. Denn auch viele bisherige Kriegerdenkmäler und neue ohne rechten Rat ausgeführte Erinnerungsmale befriedigen nicht. Die mannigfaltigen Planungen und Möglichkeiten, den Ehrungen der Toten würdige Form von bleibendem Wert zu verleihen, müssen von Zufälligkeiten und Laienbeschlüssen befreit werden. Nur so lassen sich die unerfreulichen Erscheinungen allzu bekannter Art überwinden; um so gewisser lassen sich überzeugende Gestalt und wahrhafte Weihe solcher Werke erreichen. Freilich muß im Volk – denn für dieses zu schaffen gilt es – der natürliche Sinn für echten Formausdruck von neuem erschlossen werden.

Damit ist der „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal“ der Weg vorgezeichnet. Vor allem hat sie über Wesen und Wert wirklicher Gestaltung aller derartigen Aufgaben volkstümlich aufzuklären, ebenso über die beschämenden Folgen unverständigen Vorgehens in ausgefahrenen oder modernistischen Gleisen; Rundfunk, Film, Presse, Flugschriften, Lichtbildervorträge und Wanderschauen müssen als Hilfsmittel und Werkzeuge dienen. Guter Rat von Fall zu Fall und Nachweis berufe-

ner, zum großen Teil brachliegender künstlerischer Kräfte soll zugleich vermittelt werden.

Hiermit werden die zuständigen Ämter und Verbände sowie interessierten Kreise und Persönlichkeiten zur Mitarbeit und Förderung aufgerufen.“

Für Württemberg wird es vor allem nötig werden, eine Beratungsstelle für Kriegerehrungen zu schaffen, die wohl am besten an den Schwäbischen Heimatbund angeschlossen wird. Der Wunsch der Gemeinden, ihre Gefallenen zu ehren, ist überall sehr lebhaft, und es sollen die Verrungen früherer Zeiten diesmal so gut wie möglich vermieden werden. Der Schwäbische Heimatbund wird in die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal eintreten.

Veranstaltungen in den Monaten Dezember und Januar

Die Führung durch die Schickhardt-Ausstellung des Staatsarchivs von Dr. Decker-Hauff am 1. Dezember machte die Teilnehmer mit Zeichnungen und Skizzen vertraut (meist mit der Feder gezeichnet und aquarelliert), die aus dem Schickhardtnachlaß schon frühe in den Besitz des Archives übergingen. Während die Skizzenbücher der Landesbibliothek Schickhardt mehr als Architekten kennen lernen lassen, zeigen ihn diese Blätter vornehmlich als Ingenieur und Techniker und somit als eine erstaunlich moderne Persönlichkeit. Besonders verblüffend war das lange Faltblatt der Neckarregulierung von Heilbronn bis Cannstatt vom Jahre 1608, das nicht nur alle Mühlen in diesem Strombereich bringt, sondern auch den Vorschlag einer Kanalisierung mit künstlicher Schiffahrtsrinne, die teilweise mit der heutigen Führung des korrigierten Neckars zusammenfällt; auch die geeigneten leichten Schiffe mit geringem Tiefgang hat Schickhardt hierzu entworfen. Im ähnlichen Sinne aufschlußreich ist eine Skizze zur Verbesserung des Remslaufes zwischen Beutelsbach und Großheppach. Brückenkonstruktionen für Göppingen, Plochingen, Lauffen, Köngen schließen sich an. Für die Stadt Stuttgart von besonderer Wichtigkeit ist der sogenannte Dolenplan von 1634 (Plan der Wasserversorgung und -abführung) und der Entwurf eines Dampf- und Wasserbades von 1616. Schickhardt als Techniker (und, wie der Vortragende andeutete, als nachzeichnenden „Werkspion“) zeigen Entwürfe zu Haus-, Kalk-, Ziegel- und Hochöfen, Hammergängen, Salzbergwerken (Hall und Sulz), Pläne für eine Papiermühle (Urach?), ferner eine Tuchwalke und Bleiche (Urach), sowie eine herrschaftliche Mühle in Marbach (vgl. auch den Plan des

neuentdeckten Bades in der Vorstadt von Wildbad 1611 und den Entwurf einer Zugbrücke für Ulm 1621). Schwerlich tritt die gestaltende Viel- und Allseitigkeit des Renaissance- und damit des neuzeitlichen Menschen, der Trieb, sich die Umwelt anzupassen, sie nach seinen Bedürfnissen zu ordnen und ein Herr aller Dinge zu sein, stärker in Erscheinung als in diesen Zeichnungen. Höchst bezeichnend war auch der Idealplan für eine befestigte Stadt (Freudenstadt?) von 1600. Das mittelalterliche Wunschbild der auf das Höchste geordneten Gottesstadt ist verweltlicht worden: in einer quadratischen Festung liegt mitten auf einem freien Platz ein über Eck gestelltes quadratisches Schloß; von sinnbildlicher Bedeutung ist, daß die Mitte dieses Gebildes, der Schloßhof, leer bleibt, ohne Inhalt ist. Zwei weitere Pläne schneiden dieses Idealbild auf Freudenstädter Verhältnisse zu. Entwürfe für Schlösser in Backnang und Calw schließen sich an; die Zeichnung des Hohentwiels von 1591 wurde später von Merian mit neuer Jahreszahl benützt. Ins einzelne gehen die Pläne zur Umgestaltung der Göppinger Schloßkirche von 1609, eines „rigoros puritanischen Rechteckraumes mit zwinglianisch reformierten Zügen“; ebenso drei Entwürfe zu Decken der nach dem Stadtbrand von 1618 wiedererbauten Stadtkirche Vaihingen/Enz (1693 zerstört), zusammen mit einer Skizze des Turmhahns daselbst, und die Pläne für Umbauten an der Stadtkirche Nürtingen von 1615. Erwähnt seien ferner die Skizzen zu den Neubauten der Rathäuser Vaihingen/Enz und Backnang. Schickhardt als Gartenarchitekten zeigten die Entwürfe zur Umgestaltung der früheren Befestigungen zu Leonberg nach dem Vorbild römischer Gärten (Terrassen, Altane), zusammen mit Skizzen zu den Brunnen der Gärten und Höfe (vgl. auch die Pläne zu einem Jagdturm im Eltinger See 1611). Ganz besonders begrüßten die Teilnehmer an der Führung den Gang in den Keller des Staatsarchivs, wo in aller Stille das alte, nicht nur 1944/45 zugrunde gegangene Stuttgart im Wiedererstehen begriffen ist und zwar in Gestalt von handwerklich wie wissenschaftlich gleich ausgezeichneten Holzmodellen (Weingand); man möchte wünschen, daß die Stadt das fertige Modell der Innenstadt ankaufte. Die sehr lehrreiche und lebendige Führung von Dr. Decker-Hauff schloß ein leider nur allzu kurzer Blick in die Ausstellung der ältesten Urkunden der Stadt (darunter die von Karl Otto Müller entdeckte erste Nennung Stuttgarts aus dem 12. Jahrhundert).

In einer Führung am 8. Dezember wurden die Mitglieder mit den schönen Radierungen nach heimatlichen Motiven von W. Romberg und zugleich mit der Technik der Radierung als solcher vertraut gemacht; der Bund selbst kaufte in der Folge eine größere Radierung an.

Im vollbesetzten Hörsaal 15 sprach am 18. Januar Stadtpfarrer H. Endrich, Buchau, der Vorsitzende des Kunstvereins der Diözese Rottenburg, über „Sakrales Kunstschaffen der Gegenwart“. Im Hinblick auf die geplante

Ausstellung des Diözesankunstvereins anlässlich seines hundertjährigen Bestehens in diesem Jahre in Stuttgart dürfen die Ausführungen Stadtpfarrer Endrichs besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Sie waren ein starkes Bekenntnis dazu, daß christliche Kunst um ihres innersten Wesens willen immer Gegenwartskunst sein müsse; es gehe darum nicht an, allgemein und von vornherein die neuen Formen zurückzuweisen. Es war somit der eigentliche Gewinn des Vortrages, daß er in den Hörern ein lebhaftes Gefühl hinterließ, daß das göttliche Gebot auch in der Kunst nicht in ein zeitloses Niemandsländchen und religiöses Wolkenkuckucksheim zielt, sondern mitten hinein in das Hier und Jetzt, und daß christliche Kunst darin unter der dauernden Wirkung der Tatsache stehen muß, daß Gott Mensch geworden ist. Wenn das Christentum, so führte Stadtpfarrer Endrich aus, die missionarische Richtung hinein in die Welt beibehalten wolle, dann müsse seine Kunst sich der Formen bedienen, in denen sich der Mensch der Zeit ausdrücke, dann müsse sie die Sprache sprechen, in der sich dieser mitteile. Jede Flucht aus der Zeit und ihren Formen habe der lebendige Christ abzulehnen. Hier sei manche Schuld der Kirche festzustellen, die einer falschen „Schein“-heiligen Frömmigkeit gehuldigt habe, so daß gerade die stärksten religiösen Begabungen nicht im Raume der Kirche beheimatet gewesen seien. Dies sei ein weites Feld voll „occasions manquées“ (erinnert wurde an van Gogh, Gauguin, Rohlf, Barlach, Nolde, Caspar, Hofer). Man habe, nach einem Wort Paul Claudels nicht mit Salz, sondern mit Zucker gesalzen. Salz: dies sei der Widerspruch zwischen Geist und Fleisch (im Sinne von pneuma und sarx); christliche Kunst, die sich an diesem entzünde, habe nichts gemein mit moralischem, intellektuellem oder ästhetischem Schwindel. Die drei Todeswunden der christlichen Kunst im 19. Jahrhundert seien gewesen: 1. Sterilität im Sinne einer Abwendung der Kirche von den schöpferischen Kräften der Zeit, 2. Eklektizismus und Konventionalismus im Sinne der Kultivierung von toten, überkommenen Formen, 3. Industrialisierung des Kunstbetriebs (Devotionalienfabriken, Kirchenkunst-Spezialistentum); und dies seien die drei Bewegungen gewesen, welche neues Leben in den Leichnam gebracht hätten: Jugendbewegung, Bibelbewegung und liturgische Bewegung. Diese Bewegungen bezeichneten die Richtung, von der her das weitere Wachstum einer echten christlichen Gegenwartskunst zu erwarten sei: nicht von außen her jedenfalls. Man dürfe sich nicht darüber täuschen, daß es profane Kunst gebe, die durchaus Kunst sei, sogar religiöse Kunst, indessen keine christliche Sakralkunst. Der Vortragende sagte wörtlich: „Nicht der einzelne, auch nicht das Genie, kann sakrale Kunst schaffen... Die Kirche muß zu neuer Gestalt werden.“ So war es deutlich, daß der neue Trieb der kirchlichen Kunst auf einen echten Gestaltungsvorgang (mit der Quellfrische eines „status nascendi“) von innen her, eine geistliche Zeugung, zurückzuführen ist. Gewarnt wurde vor drei Hauptgefahren, die dem jungen Leben drohen:

her von der Technik, her von der Form, her von der persönlichen Eigenart. Die Vorführung der Lichtbilder brachte besonders schöne Farbbilder nach Glasgemälden, vor allem von W. Geyer (Ulm) und Seeger (Beuron). Manches aus dem Ausland Gezeigte machte die Gefahr eines modischen zeitgebundenen Formalismus, welcher gerade einer lebendigen christlichen Kunst droht, deutlich. Gerne hätte man noch mehr Schwäbisches, vor allem von den vom Vortragenden mit Anerkennung genannten Stuttgarter Architekten gesehen. Der Vortragende sprach im übrigen den Wunsch aus, daß auch die neu zu bauende Stuttgarter Eberhardskirche eine echte Leistung christlicher Gegenwartskunst werden möge. In dem reichen Beifall, der Stadtpfarrer Endrich dankte, war die Freude über die von ihm aufgezeigte Entwicklung zu spüren.

Veranstaltungen im Sommerhalbjahr 1952

Als Veranstaltungen für das ganze Land werden durchgeführt die Jahreshauptversammlung und die „Oberschwäbischen Tage“ in Ochsenhausen. Die *Jahreshauptversammlung* findet am 21./22. Juni in Hechingen statt und wird dem Thema „Landschaft und Siedlungsbau“ gewidmet sein. Die „*Oberschwäbischen Tage*“ vom 1. bis 3. August in Ochsenhausen wollen die Teilnehmer im Rahmen eines dreitägigen Besuches von Ochsenhausen mit Oberschwaben, seiner Natur und Kultur vertraut machen; dabei sollen Landschaft, Volkstum, Kunstgeschichte und Musik in Vorträgen und auf Studienfahrten (Autobus) gewürdigt werden. Näheres über beide Veranstaltungen wird in Heft 2 veröffentlicht werden.

Außerdem führt der Schwäbische Heimatbund auch dieses Jahr wieder von Stuttgart aus eine Anzahl von Studien- und Lehrfahrten unter Benützung von Omnibussen durch; die Teilnahme hieran ist allen Mitgliedern und, gegen einen entsprechenden Aufschlag (s. u.), auch Gästen möglich. Die unten angegebenen Preise umfassen Fahrt, Führung, Eintrittsgelder und gegebenenfalls Übernachtung mit Frühstück; sie gelten unter Vorbehalt einer Änderung bei Erhöhung der Treibstoffpreise. Wir bitten um rechtzeitige Anmeldung bei der Geschäftsstelle, Urbanstraße 12, Erdgeschoß (Tel. 9 00 39). Für die Aufnahme in die Teilnehmerliste entscheidet die Reihenfolge der Anmeldung; diese verpflichtet zur Bezahlung der Fahrt. Etwa 14 Tage vor jeder Fahrt geht den Teilnehmern eine Benachrichtigung mit näheren Angaben über die Fahrt zu. Zuschlag für Nichtmitglieder 10%.

Abfahrt aller Omnibusse Stuttgart, Karlsplatz.

Um vorausgehende Bezahlung wird gebeten. Postscheckkonto Stuttgart 30 27, Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30.

Sonntag, 27. April, Hohenstaufenfahrt nach Kloster Adelberg, Wäscheneuren (Wäscherschloß), Lorch (Kloster), Gmünd, Hohenstaufen, Göppingen. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt 7 Uhr. Teilnehmergebühr DM 6.50.

Sonntag, 11. Mai, Zabergäufahrt nach Bönnigheim, Brackenheim, Meimsheim, Schwaigern usw. und auf die Ruine Neipperg, sowie den Michelsberg. Führung: Forstmeister Lindk. Abfahrt 7 Uhr. Teilnehmergebühr DM 7.-.

Samstag/Sonntag, 24./25. Mai, Jagstfahrt nach Morstein (Reiherhalde), Langenburg (Schloß), Unterreggenbach (Krypta), Bartenstein (Schloß), Mergentheim (mit Übernachtung), Stuppach, Dörzbach, Krautheim, Schöntal, Jagsthausen, Widdern, Möckmühl, Neudena, Wimpfen. Führung: Prof. Schwenkel und Dr. R. Schmidt. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 22.50.

Samstag/Sonntag, 7./8. Juni, Fahrt „Zwischen Donau und Bodensee“ nach Zwiefalten, Riedlingen, Heiligskreuztal, Heuneburg, Sigmaringen (mit Übernachtung), Meßkirch, Pfullendorf, Stockach, Ludwigshafen, (Bodensee) Überlingen. Führung: Prof. Schwenkel und D. Dr. Merkle. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 22.50.

Sonntag, 6. Juli, Schwarzwaldfahrt nach Freudenstadt, Alpirsbach usw. Führung: Prof. Schwenkel und Dr. E. Müller. Abfahrt 6.00 Uhr. Teilnehmergebühr DM 10.50.

Sonntag, 20. Juli, Nachmittagswanderung ins Siebenmühlental und nach Waldenbuch. Treffpunkt am Omnibus Stuttgart-Tübingen (Stuttgart, Fürstenstraße, ab 13.50 Uhr), Abgang von der Seebrückenmühle 14.30 Uhr. Keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 17. August, Nachmittagsfahrt (Bahn) nach Winnenden (Stadt und Schloß Winnental mit ehem. Schloßkirche), Stuttgart ab 13.20 Uhr (Sonntagskarte). Keine Teilnehmergebühr.

Samstag/Sonntag, 6./7. September, Tauber- und Mainfahrt nach Adelsheim, Osterburken, Wölchingen, Königshofen, Gerlachsheim, Tauberbischofsheim (mit Übernachtung), Wertheim, Bronnbach, Kilsheim, Walldürn, Buchen, Gundelsheim. Führung: Dr. Kluge. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 23.50.

Sonntag, 21. September, Fahrt „Oberer Kocher und Leintal“ nach Wasseraltingen (M. Schaffneraltar), Fachsenfeld (Hermann Pleuer), Niederaltingen („neuromanische“ Burg des 16. Jahrhunderts), Leinroden, Hohenstadt (Barockkirche und Schloß), Untergröningen (Schloß), Schechingen. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt 7 Uhr. Teilnehmergebühr DM 8.-.

Sonntag, 5. Oktober, Fahrt nach Weinsberg mit Kernermuseum. Führung: Dr. A. Walzer. Abfahrt 9.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 6.-.

Sonntag, 19. Oktober, Herbstfahrt ins Remstal nach Korb, Buoch, Winterbach, Beutelsbach, Strümpfelbach usw. Führung Dr. Schahl. Teilnehmergebühr DM 4.-.

Veranstaltungen in den Monaten März und April

Wir laden hiermit nochmals unsere Mitglieder und Freunde zu den Veranstaltungen der Monate März und April ein; die Vorträge finden, wie bereits angezeigt, im Hörsaal 15 der Technischen Hochschule, Keplerstraße, abends 8 Uhr statt (Eintritt für Mitglieder frei).

März:

Mittwoch, 5.: Geselliger Abend in den Siechenstuben (Planie) mit Rück- und Vorschau auf unsere Fahrten, Preisraten usw.; Beginn 19.30 Uhr. Anmeldung erforderlich.

Sonntag, 9.: Führung durch das Museum der Stadt Ulm und Besuch des Ulmer Münsters. Studienfahrt mit Omnibus, Abfahrt Karlsplatz 9 Uhr, Rückkunft 20 Uhr. Fahrpreis einschließlich Eintrittsgeldern und Führung DM 8.50.

Mittwoch, 12.: Vortrag von Dr. H. Löhl, „Die Herkunft unserer Haustiere“, mit Lichtbildern.

Sonntag, 23.: Führung durch Stuttgarts Kirchen der Neuzeit (Vaihingen, Degerloch, Hohenheim, Cannstatt) mit Werken der Baumeister Dr. A. Schmidt und Schloesser. Rundfahrt mit Omnibus (geheizt). Teilnehmergebühr DM 2.50. Abfahrt 13.30 Uhr Karlsplatz.

Freitag, 28.: Vortrag von Willy Baur, „Kalenderheilige im Jahreslauf“, mit Lichtbildern.

April:

Samstag, 5.: Führung durch die Höhere Fachschule für das Graphische Gewerbe, Stuttgart, Röntgenstraße 5, mit besonderer Berücksichtigung der Illustrationsgraphik, des Buchdrucks und der Buchbinderei, des Schriftenzeichnens und der Farbphotographie. Beginn 14.30 Uhr, Treffpunkt am Eingang. Anmeldung erforderlich.

Oberschwäbische Barock-, Orgel- und Musiktagung in Ochsenhausen 1951

Über diese Tagung (vgl. den Bericht von Regierungs- und Baurat Genzmer in Heft 5 von 1951) erscheint bis etwa Ende März ein Buch „Der Barock, seine Orgeln und seine Musik in Oberschwaben“ (Umfang etwa 170 Seiten mit zahlreichen Bildern), zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Walter Supper.

Den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes und den Teilnehmern der Tagung bietet sich bei Beteiligung an einer Sammelbestellung (bis spätestens 15. März 1952) die Möglichkeit, dieses Buch zum Sonderpreis von 9.- DM (anstatt 16.50 DM) zu beziehen. Auch können die drei Spielhefte für Orgel (Heft 1: Alte Orgelmusik, Heft 2: Barockmusik aus Oberschwaben, Heft 3: Moderne Musik (die auf der Ochsenhausener Tagung musiziert wurde) zum Vorzugspreise von je 2.60 DM (statt 3.60 DM), alles zusammen (Barockbuch und die drei Spielhefte) zu 16 DM (statt 27.30 DM) bezogen werden. Das Barockbuch enthält sämtliche Referate der Tagung.

Wer sich an der Sammelbestellung beteiligen möchte, wende sich bitte an Dr. Walter Supper, Eßlingen-Neckar, Friedrichstr. 21, den Vorsitzenden der am 4. August 1951 in Ochsenhausen gegründeten „Gesellschaft der Orgelfreunde“, die weder an Konfessionen noch an Ländergrenzen gebunden ist und bei der jedermann Mitglied werden kann, der sich irgendwie mit dem Wesen der Orgel befaßt. Nähere Auskunft erteilt Dr. W. Supper.

An unsere Mitglieder!

Der in Heft 5/1951 veröffentlichte Aufruf zur Leistung eines freiwillig erhöhten Beitrags oder Überlassung einer Spende hat einen erfreulichen Widerhall gefunden. Wir erkennen daraus, daß eine große Zahl unserer Mitglieder, denen wir dafür auf diesem Weg wärmstens danken, Verständnis hat für die Schwierigkeiten, denen sich unser Bund in bezug auf die Zeitschrift gegenüber sieht, deren Herausgabe er unter großen finanziellen Opfern, seinem Charakter als gemeinnütziger Verein getreu, betreibt. Wir erkennen daraus ferner, daß unsere Mitglieder darüber hinaus ihren Beitrag als einen Förderungsbeitrag für den Bund zwecks Erfüllung der vielseitigen ihm nach § 2 unserer Satzung obliegenden Aufgaben, insbesondere zur Durchführung von kulturellen Veranstaltungen mannigfacher Art, ansehen.

Wir hoffen annehmen zu dürfen, daß die Erhöhungen des Jahresbeitrages nicht nur für 1951 gelten sollen, und bitten, dies gegebenenfalls bei Begleichung der Jahresrechnung für 1952, die auf den vereinbarten Pflichtbetrag lauten wird, zu berücksichtigen.

Gleichzeitig bitten wir, den Bund und seine Sache nach Möglichkeit durch freundliche Werbung zu unterstützen. Für die Werbung von drei neuen Mitgliedern haben wir eine Gabe in Gestalt einer wertvollen Originalradierung ausgesetzt.

Einbanddecken 1951

Bestellungen auf Einbanddecken für den Jahrgang 1951 der „Schwäbischen Heimat“ können bis spätestens 29. Februar erfolgen; Preis, einschließlich Verpackung und Porto, DM 1.80. Ferner besteht die Möglichkeit, durch uns den Einband selbst besorgt zu erhalten; Preis hierfür (ohne Decke) DM 2.50. Im letzteren Fall ist Übersendung aller 6 Hefte an uns erforderlich.

BUCHBESPRECHUNGEN

Emanuel Stickelberger, *Der graue Bischof*. J. F. Steinkopf, Stuttgart. Der bekannte Erzähler zeichnet in diesem historischen Roman die Gestalt des Hexenkindes von Isny; es ist Heinrich, Sohn eines Schmieds und der blonden Gret, die der Priester dem Schmied unter dem Hochgericht angetraut hatte und die an der Geburt des Knaben gestorben war. Durch Höhen und Tiefen führt den mutterlosen Knaben sein Weg bis zu dem höchsten Amt, welches das mittelalterliche Reich zu vergeben hatte: er wurde Erzbischof von Mainz und Kanzler des Königs Rudolf von Habsburg – ein von unheimlichen Mächten getriebener Mensch, der hinter den Kulissen die Geschehnisse des Abendlandes jahrzehntelang lenkt, bis sein dämonischer Wille in der Nacht des Wahnsinns untergeht. Ein Lebens- und Zeitbild von erregender Plastik und Ausdruckskraft.

Mit besonderer Freude machen wir unsere Leser auf einige Heimatbüchlein aufmerksam, die diesen Ehrennamen voll und ganz verdienen: *Werner Gauß, Altheilbronn, wie wir es kannten und liebten*. Gaußverlag Heilbronn, DM 4,90. In etwa 80 trefflich ausgesuchten Lichtbildern ersteht hier das vertraute Bild der schönen alten Reichsstadt. Es wird in vielen liebe Erinnerungen und wehmütige Gedanken wecken; zugleich ist es ein Mahnmal für heutige und künftige Geschlechter.

Paul Klopfer, *Lorch und sein Kloster*, Max Klaiber, Welzheim (DM 1,80). In diesem handlichen Büchlein sind die neuesten Forschungsergebnisse über die Grablage der Hohenstaufen zusammengefaßt. Der Text wird durch Bilder unterstrichen, die zum Teil bisher noch unveröffentlicht waren.

Jonas Köpf, *Im Tal der schönen Lau*, Albverlag Karl Bischoff, Laichingen (DM 3,50). Als „kleinen Bilderbogen einer schwäbischen Stadt“ bezeichnet Jonas Köpf sein mit vielen Federzeichnungen geschmücktes Blaubeurenbuch. Der Zauber der Landschaft um Blautopf und Rusenschloß, das künstlerische Erleben des Hochaltars, der Reiz des alten Städtchens mit seinen Fachwerkhäusern und dem Spital – alles ist mit liebender Seele umfassen und mit einer herzerfrischenden Schlichtheit dargestellt, die unmittelbar zum Leser spricht.

Veit Bürkle, *Mein Heimatort*, Albverlag Karl Bischoff, Laichingen (DM 3,-). In diesem Laichingen-Buch ist Landschaft und Geschichte des „Fleckens“, Leben und Treiben, Art und Sitte seiner Bewohner mit den Augen des Dichters geschaut.

Ludwig Finckh, *Kleine Stadt am Bodensee*, 4. Auflage im Eigenverlag der Stadt Radolfzell (DM 3,50). Radolfzell mit Untersee, Höri und Hegau ersteht vor dem Leser im Dichterwort und in zahlreichen Bildern nach alten Stichen und neuen Photographien. Ein verwundenes Königskind ist die Narren- und Scheffelstadt. Und wahrlich: „Glückliche Menschen dürfen hier leben und schwimmen und angeln am schönsten See von Deutschland.“
Rühle

Schwäbische Heimatkunde. Herausgegeben von Alfred Weitnauer. Schwabenverlag Kempten (Allgäu) 1949 f.

Von der zur Einführung in die Heimatkunde von Bayerisch-Schwaben gedachten Reihe sind bisher vier äußerlich einfache und handliche, dabei sehr inhaltreiche Bändchen erschienen:

1. Friedrich Zoepfel, *Das bayerische Schwaben, ein Überblick über seine Geschichte*. 53 Seiten. DM 1,-.
2. Richard Dertsch, *Schwäbische Siedlungsgeschichte*, 110 Seiten. DM 1,50.
3. J. A. Huber, *Landschaft, Tiere und Pflanzen*. 62 Seiten. DM 1,50.
4. L. F. Barthel, *Alte und neue Wege zur Heimatkultur*. 124 Seiten. DM 1,50.

Inhalt und Preis empfehlen die Reihe gleichermaßen. Nach dem Plan der Veröffentlichung sollen in zwangloser Folge die besten Kenner der einzelnen Fachgebiete in weitem Kreis zu Wort kommen, um „das Wissen vom Werden und Wesen der schwäbischen Heimat all denen zugänglich zu machen, die sich dafür interessieren“. Später werden in diese Reihe die für jeden Landkreis von Bayerisch-Schwaben geplanten, ins einzelne gehenden Kreisbeschreibungen gestellt werden. Damit ist das Programm einer Landesbeschreibung entworfen, wie es dem bekannten Heimatforscher und -pfleger Alfred Weitnauer als dem Herausgeber zur Ehre gereicht. Wenn die Höhe der bisherigen Bändchen gehalten werden kann, entsteht hier ein Werk, das vor allem auch bei uns im stammlichen Nachbarland der Beachtung wert ist.

Forscher und Kenner von Rang stellen sich als Verfasser der ersten vier Bändchen vor (vergleiche gelegentliche Einzelbesprechungen). Greifbarer als bisher tritt uns das „reichlich dunkle Land“ zwischen Iller und Lech entgegen, für das noch niemand eine umfassende Geschichte geschrieben hat, weil es seiner Lage und seinen Schicksalen nach zwischen zwei Mächten steht, die sich mit größeren Aufgaben befassen müssen und dem „Randgebiet“ nicht die verdiente Aufmerksamkeit schenken können.

Möchte es mit diesem empfehlenden Hinweis für die landschaftlich bestimmten Bändchen 1 bis 3 genügen, so erfordert Heft 4 noch ein besonderes Wort. In mitreißendem Schwung eindrucksvoller Sprache legt sein Verfasser, Historiker am bayerischen Staatsarchiv und Dichter zugleich, seine Gedanken zur Lage der deutschen, der abendländischen Kultur dar. Die Lösung für die uns alle bewegende Frage über die Zukunft sieht er in einem anderen Verhältnis des Menschen zur Geschichte. Dazu fordert er ein neues bewußtes Erfassen der Heimat in ihrer Fülle und in allen ihren Beziehungen, nicht zum wenigsten auch in denen zu Gott, damit wir so, die Ordnungen des Lebens und der Heimatkultur erkennend, von wirklich geschichtlichem Sinn erfüllt werden und zum richtigen Einklang zwischen Gemüt, Verstand und Willen kommen, zu einer „neuen unmittelbaren Gewißheit des g a n z e n Daseins“ gelangen, in dem alles, auch die Maschine, den ihm im Plan der Dinge zustehenden Platz hat. So gesehen bekommen Begriffe wie Heimatpflege und Naturschutz einen bisher ungewöhnlichen Inhalt, und von hier aus betrachtet weitet sich die enge Heimat zum Abendland. Das Bändchen reicht weit über seinen eigenen heimatlischen Bezirk hinaus und sollte von allen, denen die abendländische Kultur und ihre Zukunft am Herzen liegt, ernsthaft gelesen werden.
Dölker

UNSICHTBARE AUGENGLÄSER

INSTITUT CONTACTA · STUTTGART-N

Königstr. 31 A/I, T. 967 60 · Lederhaus Waldbauer, neben Kaufhaus Union

CONTACT-SCHALEN



ORIGINAL MÜLLER-WELT